BD. TAG-UND NACHTGESCHICHTEN. NOVELLEN

Guy de Maupassant, Georg Freiherr von Ompteda

Digitized by Google

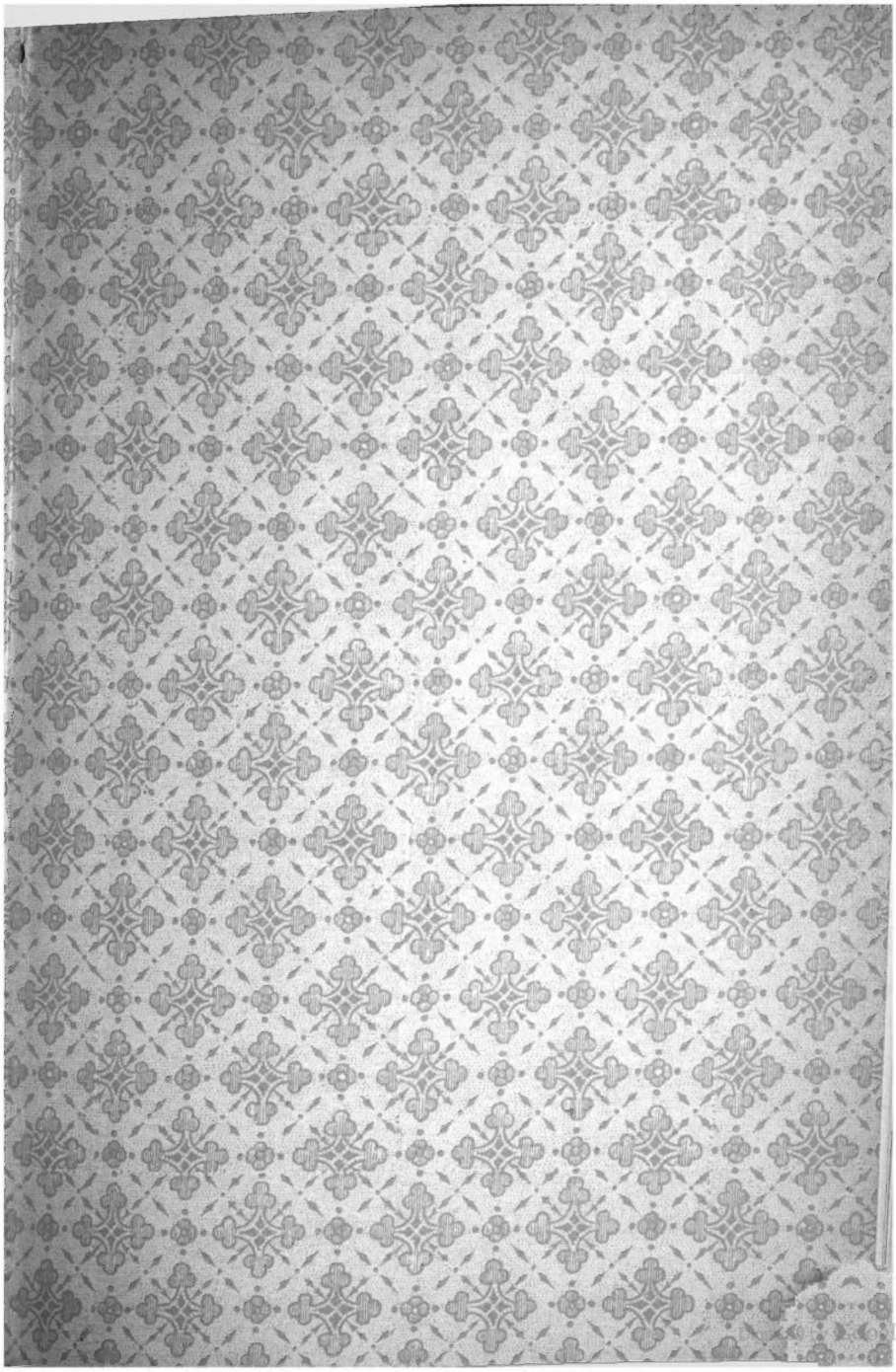
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS



Digitized by Google

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Digitized by Google

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Serie

Neunter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.
1903

Digitized by Google

Guy de Maupaſſant

Tag- und Nachtgeſchichten

Novellen

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Berlin W
F. Fontane & Co.
1903

843.8
M45XG.a
v.9

Alle Rechte vorbehalten.

Northwestern University
DEC 10 1935
282110
LIBRARY

Tag- und Nachtgeſchichten

Neunter Band

Die Morithat

Als der Briefträger Bonifacius die Poſt verließ, ſtellte er feſt, daß heute ſein Beſtellgang kürzer ſein würde denn ſonſt, und er freute ſich darüber außerordentlich.

Sein Bezirk war die ganze Umgegend von Vireville, und wenn er abends zurückkam in ſeinem langen, müden Schritt, hatte er manchmal mehr als vierzig Kilometer im Leibe.

Die Briefabgabe würde alſo heute ſchnell gehen, er konnte ſich ſogar unterwegs ein bißchen aufhalten und würde um drei Uhr wieder zu Hauſe ſein. So ein Glück!

Er verließ den Ort, auf dem Wege nach Sennemare und begann ſeinen Dienſt. Es war Juni, und alles grünte und blühte, der ſchönſte Monat im Flachland.

Der Mann, der eine blaue Bluſe trug und ein ſchwarzes Käppi mit roten Streifen, durchſchritt die ſchmalen Wege zwiſchen den Hafer- oder Getreidefeldern; bis an die Schultern ging ihm das Korn. Sein Kopf ragte über die Ähren, als ſchwimme der auf einem ruhigen, grünen Meer hin, das ſonſt eine leichte Briſe wellt.

Er betrat die Bauernhöfe durch das Holzthor in

der Hecke, die zwei Reihen Buchen beſchatteten. Er nannte jedesmal den Bauer beim Namen:

— Morgen Herr Chicot!

Und gab ihm ſeine Zeitung, den Petit Normand. Der Bauer wiſchte ſich dann die Hand an der Hoſe, nahm das Blatt in Empfang und ſteckte es in die Taſche, um es nach dem Mitageſſen in Ruhe zu leſen.

Der Hund, der in ſeiner Hütte zu Füßen eines überhängenden Apfelbaumes lag, bellte wütend und zerrte an ſeiner Kette, aber der Briefträger ging, ohne ſich umzuwenden, in ſeiner militäriſchen Haltung davon, große Schritte machend, den linken Arm auf die Taſche geſtemmt, im rechten den Stock drehend, der neben ihm dieſelben gleichmäßig eiligen Bewegungen machte.

Er verteilte ſeine Druckſachen und ſeine Briefe im ganzen Dorf Sennemare, dann ging er weiter durch die Felder, um die Zeitung dem Lehrer zu bringen, der ein kleines, alleinſtehendes Haus, etwa zehn Minuten vom Ort entfernt, bewohnte.

Es war ein neuer Lehrer, Herr Chapatis, der erſt vorige Woche eingezogen und ſeit kurzer Zeit verheiratet war. Er hielt ein Pariſer Blatt, und ab und zu warf der Briefträger Bonifacius, wenn er Zeit dazu hatte, einen Blick hinein, ehe er das Blatt dem Empfänger zuſtellte.

Er öffnete alſo ſeine Taſche, nahm die Zeitung, ſchob ſie aus dem Kreuzband heraus, faltete ſie auseinander und begann ſie während des Gehens zu leſen.

Die erſte Seite intereſſierte ihn kaum, die Politik

ließ ihn kalt, Finanz-Nachrichten überſchlug er, aber der lokale Teil reizte ihn.

Der war gerade heute ſehr reichhaltig, und er regte ſich lebhaft auf bei der Schilderung eines Verbrechens in der Wohnung eines Jagdhüters, ſodaß er mitten in einem Kleefeld ſtehen blieb, um es noch einmal langſam zu leſen.

Die Einzelheiten waren ſchrecklich. Ein Holzfäller war früh beim Forſthaus vorüber gegangen und hatte auf der Schwelle ein paar Tropfen Blut geſehen, als ob jemand Naſenbluten gehabt. Er dachte, der Förſter wird die Nacht vielleicht ein Kaninchen erlegt haben, aber als er ſich näherte, endeckte er, daß die Thür halb offen ſtand und das Schloß aufgebrochen war.

Da packte ihn die Angſt, er lief ins Dorf, den Ortsvorſtand zu benachrichtigen. Der nahm den Flurwächter und den Lehrer zur Verſtärkung mit, und die vier Männer kehrten zuſammen zurück.

Sie fanden den Förſter ermordet am Kamin liegen, ſeine Frau erwürgt unter dem Bett und ihr kleines zehnjähriges Mädchen erſtickt zwiſchen zwei Matratzen.

Der Briefträger Bonifacius war ſo erſchrocken bei dem Gedanken an dieſen Mord, deſſen furchtbare Einzelheiten eine nach der anderen ihm hier enthüllt wurden, daß er ſich ganz ſchwach auf den Beinen fühlte und laut ſagte:

— Gott verdamm mich! was giebts für ſchlechte Menſchen!

Dann ſteckte er die Zeitung wieder in das Kreuzband und ging weiter, immer noch das Ver-

brechen im Kopf. Bald kam er an das Haus des Herrn Chapatis. Er öffnete das kleine Gartenthor und näherte ſich dem Häuschen. Es war ein niedriges Gebäude, das nur ein Erdgeſchoß enthielt mit einem Manſardendach.

Es ſtand mindeſtens fünfhundert Meter vom nächſten Hof entfernt. Der Briefträger ſtieg die zwei Stufen hinauf, legte die Hand auf die Klinke, verſuchte zu öffnen und fand die Thür verſchloſſen.

Da bemerkte er, daß die Läden noch garnicht geöffnet worden waren und daß heute noch niemand ausgegangen war. Eine gewiſſe Unruhe überfiel ihn, denn Herr Chapatis war ſeit ſeiner Ankunft immer ſehr zeitig aufgeſtanden.

Bonifacius zog die Uhr, es war erſt ſieben Uhr zehn Minuten morgens, er war alſo faſt eine Stunde früher gekommen als ſonſt.

Ach was, der Lehrer hätte doch ſchon auf ſein müſſen!

Und er ging vorſichtig um das Haus herum, als ob irgend eine Gefahr dabei ſei. Er bemerkte nichts Verdächtiges, als ein paar Fußtritte in einem Erdbeerbeet.

Aber plötzlich blieb er unbeweglich und vor Entſetzen gebannt ſtehen, als er an einem Fenſter vorüber kam.

Man ſtöhnte im Haus!

Er ſtellte ſich mit geſpreizten Beinen über ein Thymianbeet ganz nah ans Haus und legte ſein Ohr an den Fenſterladen, um beſſer zu hören. Wahrhaftig,

es ſtöhnte! Er hörte ganz genau lange, ſchmerzliche Seufzer, etwas wie ein Röcheln, etwas wie das Geräuſch eines Kampfes, dann wurde das Stöhnen ſtärker, wiederholte ſich, ward noch ſchärfer und wechſelte ab mit Schreien.

Da zweifelte Bonifacius nicht mehr daran, daß in dieſem Augenblick gerade ein Verbrechen bei dem Lehrer verübt wurde. Er rannte davon was er konnte durch den kleinen Garten, eilte über das Feld hin mitten durchs Korn, lief, daß er ganz außer Atem kam und ſeine Taſche im Takt gegen die Hüften klatſchte.

So kam er, nach Luft ſchnappend, verzeifelt an der Thür der Gendarmerie an. Der Wachtmeiſter Malautour war dabei, einen kaputen Stuhl mit Hammer und Nagel wieder zuſammen zu ſchlagen; der Gendarm Rautier hatte das kaputе Möbel zwiſchen den Beinen und hielt an die Bruchſtelle einen Nagel, dann ſchlug der Wachtmeiſter, indem er dabei ſeinen Schnurbart kaute, mit aufgeriſſenen, vor angeſtrengter Aufmerkſamkeit glänzenden Augen mit tötlicher Sicherheit ſeinem Untergebenen auf die Finger.

Sobald der Briefträger ſie ſah, rief er:

— Schnell, ſchnell! Kommen Sie, man ermordet den Lehrer!

Die beiden Leute hielten in ihrer Arbeit inne, hoben den Kopf mit jener erſchrockenen Miene von Leuten, die man plötzlich überraſcht und ſtört. Bonifacius, der ihnen mehr Überraſchung, als Dienſteifer anſah, wiederholte:

— Schnell, ſchnell! Diebe ſind im Haus, ich habe Schreien gehört, es iſt höchſte Zeit!

Der Wachtmeiſter legte ſeinen Hammer bei Seite und fragte:

— Woher wiſſen Sie denn das?

Der Briefträger erzählte:

— Ich wollte eben die Zeitung und zwei Briefe abgeben, als ich bemerkte, daß die Thür noch verſchloſſen war und der Lehrer noch nicht aufgeſtanden ſein konnte. Ich ging um das Haus herum, um mich zu überzeugen, und ich hörte Stöhnen, als ob jemand erwürgt würde, als ob man einem die Kehle durchſchnitte. Da bin ich ſo ſchnell wie möglich fortgelaufen, Sie zu holen. Es iſt höchſte Zeit!

Der Wachtmeiſter richtete ſich auf und ſagte:

— Ja, haben Sie denn nicht ſelbſt Hilfe geleiſtet?

Der erſchrockene Briefträger antwortete:

— Ich fürchtete, einer Übermacht gegenüber zu ſtehen.

Da meinte der Beamte überzeugt:

— Ich will mich nur ſchnell anziehen, dann komme ich.

Und er trat ins Haus, von ſeinem Gendarm gefolgt, der den Stuhl trug. Beinahe ſofort erſchienen ſie wieder, und die drei ſetzten ſich im Laufſchritt in Bewegung nach dem Orte des Verbrechens zu.

Als ſie ſich dem Hauſe näherten, gingen ſie vorſichtshalber langſamer. Der Wachtmeiſter zog ſeinen Revolver, und dann traten ſie ganz leiſe in den Garten und näherten ſich der Mauer.

Nirgends waren Spuren zu entdecken, daß die Verbrecher ſchon entflohen, die Thür war noch geſchloſſen, ebenſo die Läden.

— Jetzt haben wir ſie! — ſagte der Wachtmeiſter.

Der alte Bonifacius zitterte vor Erregung, ſchickte den Wachtmeiſter auf die andere Seite des Hauſes und zeigte ihm den Fenſterladen.

— Dort! — ſagte er.

Und der Wachtmeiſter trat ganz allein heran und legte ſein Ohr an den Laden. Die beiden anderen warteten, auf alles gefaßt, ſtarr die Augen auf ihn geheftet.

Lange blieb er unbeweglich ſtehen und lauſchte. Um dem Fenſterladen näher zu kommen, hatte er ſeinen Dreimaſter abgeſetzt und hielt ihn in der rechten Hand.

Was hörte er? Sein unbewegliches Geſicht verriet nichts, aber plötzlich ſträubte ſich ſein Schnurbart, ſeine Wangen verzogen ſich langſam wie zu einem Lächeln und indem er wieder die Wegeinfaſſung überſtieg, näherte er ſich den beiden anderen, die ihn unausgeſetzt anſtarrten.

Dann machte er ihnen ein Zeichen, ihm zu folgen und ſie gingen auf den Fußſpitzen ihm nach. Als ſie an den Eingang kamen, ſagte er Bonifacius, er möge nur die Zeitungen und die Briefe unter die Thür ſtecken.

Der Briefträger war ſtarr, doch er gehorchte.

— Und nun fort! — meinte der Wachtmeiſter, aber ſobald ſie das Gartenthor verlaſſen hatten, wandte er ſich zum Briefträger und ſagte mit ironiſchem Lächeln

und verſchmitzter Miene, indem ſeine Augen vor innerer Freude lachten:

— Sie ſind aber ein Luder!

Der Alte fragte:

— Was denn? Ich hab's doch gehört! Ich ſchwöre Ihnen, ich hab's gehört!

Aber der Wachtmeiſter konnte nicht mehr an ſich halten und platzte heraus. Er lachte, als ſolle er erſticken, beide Hände auf dem Bauch. Die Thränen traten ihm in die Augen, und er ſchnitt furchtbare Geſichter. Die beiden andern blickten ihn erſchrocken an.

Aber da er weder ſprechen konnte, noch aufhörte zu lachen, oder zu erklären vermochte, was geſchehen ſei, machte er eine bezeichnende Bewegung. Da man ihn jedoch noch immer nicht verſtand, widerholte er das ein paar Mal und deutete dabei mit dem Kopf zurück auf das noch immer verſchloſſene Haus.

Der Gendarm verſtand nun plötzlich und begann auch fürchterlich zu lachen. Der Alte aber blieb ganz dumm zwiſchen den beiden ſich vor Vergnügen windenden Menſchen ſtehen. Endlich beruhigte ſich der Wachtmeiſter, klopfte dem Alten freundſchaftlich auf den Bauch und rief:

— Na Sie kleiner Schäker! Die Morithat werde ich mir merken!

Der Briefträger riß groß die Augen auf:

— Aber ich ſchwöre Ihnen, ich hab's gehört!

Der Wachtmeiſter begann wieder zu lachen, der Gendarm hatte ſich auf den Grabenrand ins Gras geſetzt und wand ſich gleichfalls vor lachen.

— Hat's gehört! Na, ermordeſt Du Deine Frau auch ſo? Du alter Witzbold!

— Meine Frau?

Er dachte lange nach, dann ſagte er:

— Na, wenn ich meine Alte verdreſche, dann heult ſe und wie heult ſe! Verdriſcht denn der Herr Schullehrer auch ſeine Frau?

Da packte ihn der Wachtmeiſter, als verlöre er vor Freude den Verſtand, bei den Schultern, wirbelte ihn einmal herum und flüſterte ihm etwas ins Ohr, ſodaß der andere vor Erſtaunen ſich garnicht faſſen konnte.

Dann brummte der Alte nachdenklich:

— Nee, nee, ſo nich! So nich! So nich! Meine ſagt garnichts! Das hätte ich nich gedacht, iſt ſo was möglich! Da muß man doch an Mord glauben!

Und wie ein begoſſener Pudel ſchlich er durch die Felder davon, während der Wachtmeiſter und der Gendarm noch immer lachend ihm von weitem grobe Kaſernen-Ausdrücke nachbrüllten, bis allmählich ſein ſchwarzes Käppi über dem Rieſenmeer der Saaten in der Ferne verſchwand.

Rosa

Die beiden jungen Frauen ruhen wie begraben unter einer Blumendecke. Sie ſitzen allein in dem kleinen Landauer, der wie ein gewaltiger Korb mit Blumenſträußen beladen iſt. Auf dem kleinen Rückſitz ſtehen zwei Körbchen mit weißem Satin überzogen, voll Veilchen aus Nizza, und über das Bärenfell, das der Damen Knie bedeckt, rieſelt ein Regen herab von Roſen, Mimoſen, Levkojen, Margueriten, Tuberoſen und Orangenblüten, einzeln mit Seidenbändchen zuſammengeknüpft. Die Blüten ſcheinen die beiden zarten Körper darunter ganz zu erdrücken, indem aus dem leuchtenden, duftenden Blumenbett nur ihre Schultern, die Arme und ein ganz kleines Stück der Taille hervorlugt, die eine blau, die andere lila.

An der Peitſche des Kutſchers befindet ſich ein Anemonen-Strauß, die Geſchirre der Pferde ſind mit Goldlack ausgeputzt, die Speichen der Räder mit Reſeda geſchmückt und an Stelle der Laternen ſtecken zwei rieſige runde Bouquetts, als wären es die ſeltſamen Augen dieſes blühenden rollenden Tieres.

Der Landauer fährt in ſchlankem Trabe die Straße von Antibes herab, vor ihm, hinter ihm, neben ihm eine Menge von blumengeſchmückten Wagen voller

Damen, die aus einem Meer von Veilchen hervorlugen.

Es ist Blumen-Korso in Cannes.

Nun kommen sie an den Boulevard de la Foncière, wo die Blumenschlacht stattfindet. Längs der riesigen Avenue rollt eine doppelte Reihe von blumengeschmückten Equipagen, wie ein endloses Band auf und ab.

Man wirft sich Blumen zu von einem zum andern, wie Kugeln durchsausen sie die Luft, treffen die frischen Gesichter, schweben empor und fallen dann in den Staub, aus dem sie eine Schar von Gassenjungen aufhebt.

Eine dichtgedrängte Menge auf den Bürgersteigen wird von Schutzleuten zu Pferde im Zaum gehalten, die brutal losreiten, wenn die Neugierigen zu Fuß sich vordrängen, als wollten sie diesen häßlichen Menschen nicht erlauben, sich mit den Reichen zu vermischen. Ruhig oder lärmend sieht die Menge zu.

In den Equipagen ruft man sich an, erkennt man sich, bewirft sich mit Rosen.

Ein Wagen voll hübscher Damen, alle in rot wie die Teufel, zieht das Auge an und bestrickt es. Ein Herr, der dem Bilde Heinrichs IV. ähnelt, wirft mit lachender Behaglichkeit ein riesiges Bouquett in die Luft hinaus, das, durch ein Gummiband gehalten, immer wieder zurückschnellt.

Wenn der Anprall der Blumen droht, verstecken die Damen ihr Gesicht, die Herren ducken den Kopf, aber das graziöse, schnelle Geschoß beschreibt nur einen

Bogen und kehrt zu seinem Herrn zurück, der es sofort wieder einem andern geschickt zuwirft.

Die beiden jungen Frauen leeren mit vollen Händen ihr Arsenal und erhalten einen Hagel von Bouquetts. Dann, nachdem die Blumenschlacht vielleicht eine Stunde gedauert, sind sie ein wenig müde und befehlen dem Kutscher, längs des Meeres die Straße des Golf Juan hinunterzufahren.

Die Sonne verschwindet hinter l'Esterel, indem sie feuerumsprüht den Schattenriß der gezackten langen Bergkette schwarz abzeichnet. Das ruhige Meer dehnt sich blau und hell bis zum Horizont, wo es sich mit dem Himmel mischt. Und das Panzer-Geschwader, das mitten im Golf vor Anker liegt, sieht aus wie eine Herde gewaltiger Tiere, die bewegungslos auf dem Wasser ruhen, wie apokalyptische Ungeheuer, bucklig und gepanzert, mit dünnen Masten geschmückt wie mit Federn und mit Augen, die anfangen zu leuchten, wenn die Nacht hereinbricht.

Lässig blicken die beiden Frauen, unter dem schweren Pelz ausgestreckt, in die Weite; endlich sagt die eine:

— Ach, an so einem köstlichen Abend erscheint einem doch alles wundervoll. Nicht wahr, Margot?

Die andere antwortet:

— Ja, das ist herrlich, und doch fehlt einem immer etwas.

— Was denn? Ich fühle mich ganz glücklich, ich brauche nichts.

— O doch, Du denkst nur nicht daran. Wie

wohlig wir uns auch immer fühlen mögen, immer möchten wir doch etwas mehr haben — etwas fürs Herz!

Die andere meint lächelnd:

— Ein wenig Liebe?

— Ja!

Sie ſchwiegen, ſtarrten vor ſich hin, dann ſagte die eine, Margarete geheißen:

— Mir iſt es, als könnte man das Leben ohne das nicht ertragen. Ich brauche Liebe, und wäre es die eines Hundes. Und Du kannſt ſagen, was Du willſt, Simone, wir ſind alle ſo!

— O, durchaus nicht, meine Liebe! Ich mag lieber garnicht geliebt ſein, als von irgend einem Beliebigen. Glaubſt Du, daß ich mich gern lieben laſſen würde zum Beiſpiel von — — von — —

Sie ſuchte, wen ſie nennen könnte, und ihr Auge lief über die weite Landſchaft. Nachdem ihre Blicke den ganzen Horizont umkreiſt hatten, fielen ſie auf die zwei blanken Knöpfe auf dem Rücken des Kutſchers, und ſie ſagte lachend:

— Nun, zum Beiſpiel von meinem Kutſcher!

Margot lächelte kaum und antwortete leiſe:

— Ich kann Dir die Verſicherung geben, es iſt rieſig amüſant, wenn einen ein Diener liebt. Das iſt mir ſchon zwei- oder dreimal paſſiert. Die machen Augen, das iſt zum totlachen! Natürlich muß man umſo ſtrenger ſein, je verliebter ſie ſind, und dann ſchmeißt man ſie eines Tages hinaus unter irgend einem erſten beſten Vorwand, ſonſt würde man ſich ja lächerlich machen, wenn jemand davon etwas merkte.

Simone hörte zu, blickte starr vor sich hin, dann erklärte sie:

— Nein, allerdings, die Liebe eines Dieners würde mir nicht genügen. Erzähle mir doch einmal, wie Du das gemerkt hast, daß sie in Dich verliebt waren.

— Gott, das merkte ich, wie man es bei anderen Männern merkt, nämlich sobald sie anfangen blödsinnig zu werden.

— O, mir kommen sie garnicht so dumm vor, wenn sie mich lieben!

— Meine Liebe, Idioten, sage ich Dir, sind sie. Kein Wort können sie mehr reden, keine Antwort geben, sie kapieren aber auch nichts, nichts mehr.

— Aber nun sage mir mal, wie war Dir denn, wie Dich ein Diener liebte, warst Du erregt, oder geschmeichelt?

— Erregt, nein! Geschmeichelt? Na ein bißchen! Man fühlt sich immer geschmeichelt, wenn ein Mann einem von Liebe redet, mag er nun sein wer er will.

— An was merktest Du's denn?

— Ich will Dir mal eine komische Geschichte erzählen, die mir passiert ist, paß mal auf, wie spaßig das ist und wie seltsam, was in so einem Falle in uns vorgeht.

Diesen Herbst vor vier Jahren hatte ich gerade keine Jungfer. Nacheinander habe ich fünf oder sechs gehabt, keine zu brauchen und ich verzweifelte fast daran, eine zu finden. Da las ich in den Stellen-Angeboten meiner Zeitung, ein junges Mädchen, die Nähen,

Sticken und Frisieren könne, suche eine Stelle. Sie hätte die besten Zeugnisse und spräche außerdem englisch.

Ich schrieb an das Blatt, und am nächsten Tage stellte sich mir die Person vor. Sie war ziemlich groß, schlank, etwas bleich und war sehr verlegen. Sie hatte schöne schwarze Augen, einen guten Teint und gefiel mir sofort.

Ich fragte nach den Zeugnissen, sie gab mir ein englisches, denn sie hätte eben den Dienst der Lady Rymwell verlassen, bei der sie zehn Jahre gewesen. Das Zeugnis lautete dahin, das junge Mädchen verlasse den Dienst, um nach Frankreich zurückzukehren, und während des langen Dienstes könne man ihr nur ein einziges vorwerfen: etwas französische Koketterie.

Ich mußte lächeln über die prüde Wendung dieses englisches Satzes und nahm das Mädchen sofort. Sie trat bei mir an demselben Tage noch in Dienst. Sie hieß Rosa.

Nach vier Wochen war ich ganz glückselig über sie. Sie war wirklich ein Fund, eine Perle, eine Seltenheit. Sie wußte mit unglaublichem Geschmack zu frisieren, sie garnierte Spitzen auf einen Hut besser, als die erste Modistin, und sie konnte sogar schneidern.

Ich war ganz erstaunt über alles, was sie leistete, so war ich noch nie bedient worden. Sie zog mich schnell an, mit einer erstaunlich leichten Hand, nie fühlte ich ihre Finger auf meiner Haut, und nichts ist mir so fatal, wie wenn mich so ein Mädchen berührt.

Da wurde ich unendlich faul. So angenehm war es mir, mich anziehen zu lassen, vom Kopf bis

zu den Füßen, vom Hemd bis zu den Handschuhen durch diese große, verlegene Person, die immer ein bißchen errötete und nie etwas sprach.

Nach dem Bad massierte sie mich und trocknete mich ab, während ich auf einem Sofa halb schlief. Ich betrachtete sie bald wirklich mehr wie eine etwas niedriger stehende Freundin, als wie einen Dienstboten.

Da wollte mich eines Morgens der Portier geheimnisvoll sprechen. Ich war erstaunt, ließ ihn eintreten. Er war ein zuverlässiger Mensch, ehemaliger Soldat, ein früherer Bursche meines Mannes.

Er schien ein wenig verlegen über das, was er mir zu sagen hatte. Endlich meinte er stotternd:

— Gnädige Frau, der Polizei-Wachtmeister ist unten.

Ich fragte kurz:

— Was will er denn?

— Er muß das Haus durchsuchen!

Nun, die Polizei ist gewiß von Nöten, aber ich hasse sie, ich finde, es ist nicht gerade ein anständiges Handwerk, und ich antwortete wütend und verletzt:

— Wozu denn durchsuchen? Auf welche Veranlassung? Der Mann darf nicht herein!

Der Portier antwortete:

— Er behauptet, ein Verbrecher wäre hier versteckt!

Nun hatte ich Angst und befahl, den Polizei-Wachtmeister sofort eintreten zu lassen, denn ich wollte näheres erfahren.

Es war ein ganz anständiger Mann mit der Ehrenlegion im Knopfloch. Er entschuldigte sich, stören

zu müſſen, erklärte aber, unter unſeren Dienſtboten befände ſich ein Sträfling.

Ich war empört und antwortete, ich könne für all unſere Leute einſtehen, und ging ſie der Reihe nach durch.

— Der Portier Pierre Courtin iſt früher Soldat geweſen.

— Der iſt es nicht!

— Der Kutſcher Francois Pingau aus der Champagne, iſt der Sohn eines Bauern vom Gut meines Vaters.

— Iſt es nicht!

— Der Stallburſche, auch aus der Champagne und gleichfalls der Sohn eines Bauern, den ich kenne. Dann der Diener, den Sie eben geſehen haben.

— Die ſind es nicht!

— Sehen Sie, da werden Sie wohl einſehen, daß Sie ſich irren.

— Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, ich irre mich beſtimmt nicht. Da es ſich um einen gefährlichen Verbrecher handelt, ſo bitte ich, haben Sie die Liebeswürdigkeit und laſſen Sie in meiner Gegenwart vor mir das geſamte Perſonal erſcheinen.

Ich wehrte mich zuerſt, dann gab ich nach und ließ die Leute heraufkommen, männliche wie weibliche Dienſtboten.

Der Polizei-Wachtmeiſter überlief ſie mit einem Blick und ſagte:

— Es ſind nicht alle!

— O bitte ſehr, jetzt iſt nur noch meine Jungfer

übrig, ein junges Mädchen, das Sie doch nicht mit einem Verbrecher verwechseln können.

Er fragte:

— Kann ich sie auch sehen?

— Gewiß.

Ich klingelte Rosa, die sofort erschien; aber sobald sie eingetreten war, gab der Wachtmeister zwei Leuten, die ich nicht gesehen, die hinter der Portiere standen, ein Zeichen, sie warfen sich auf das Mädchen, packten ihre Hände und fesselten sie.

Ich stieß einen Wutschrei aus und wollte mich auf die Leute stürzen, meine Jungfer zu verteidigen. Aber der Wachtmeister rief:

— Das Mädchen, gnädige Frau, ist ein Mann und heißt Johann Nikolaus Lecapet, 1879 wegen Lustmordes zum Tode verurteilt; die Strafe wurde in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt, er ist vor vier Monaten ausgebrochen, und seitdem suchen wir ihn.

Ich fiel beinahe um; ich konnte es nicht glauben, aber der Wachtmeister sagte lächelnd:

— Ich kann Ihnen den Beweis liefern, er ist am rechten Arm tätowiert.

Der Ärmel wurde aufgeschlagen, es war so.

Der Vertreter der Polizei machte noch den zweifelhaften Scherz:

— Was das übrige anbetrifft, können Sie sich auch auf uns verlassen!

Und meine Jungfer wurde abgeführt.

Nun, Du kannst mir schon glauben, daß in mir nicht am meisten die Wut kochte, daß ich so betrogen

und lächerlich gemacht war, nicht die Scham, ausgekleidet und angezogen, massiert und berührt worden zu sein von diesem Mann, sondern eine tiefe Demütigung. Ich fühlte mich gedemütigt als Frau, verstehst Du?

— Nein, nicht ganz!

— Nun, so denke nach. Der Kerl war wegen Lustmordes verurteilt worden. Nun ich dachte an die, die er vergewaltigt hatte, und das, weißt Du, das demütigte mich etwas. Na, verstehst Du nun?

Margot antwortete nicht, sie blickte vor sich hin mit starrem seltsamem Blick auf die beiden leuchtenden Knöpfe der Livrée und mit jenem Sphinxlächeln, das die Frauen manchmal an sich haben.

Der Vater

Digitized by Google

Da er in Batignolles wohnte — er war Beamter im Unterrichts-Miniſterium — nahm er jeden Morgen den Omnibus, um zu ſeinem Bureau zu fahren, und jeden Morgen ſaß er die ganze Fahrt bis ins Centrum von Paris, einem jungen Mädchen gegenüber, in das er ſich bald verliebte.

Sie ging täglich zur gleichen Stunde in ihren Laden. Sie war klein, eine jener Brünetten, deren Augen ſo ſchwarz ſind, daß ſie wie dunkle Flecken ausſehen und deren Geſichtsfarbe etwas vom Tone des Elfenbeins beſitzt.

Immer ſah er ſie an derſelben Straßenecke auftauchen, und dann lief ſie, um den ſchweren Wagen einzuholen. Sie lief biegſam, graziös, immer etwas eilig, und jedesmal ſprang ſie, ehe die Pferde ganz hielten, auf den Tritt.

Dann kam ſie etwas außer Atem in das Innere des Wagens, und wenn ſie ſich geſetzt hatte, warf ſie einen Blick um ſich.

Als Franz Teſſier ſie das erſte Mal geſehen hatte, wußte er ſofort, daß dieſes Geſicht ihm unendlich gefiel. Man begegnet öfters Frauen, die einen ſolchen Eindruck machen, daß man ſie augenblicklich, ohne ſie nur

zu kennen, in die Arme ſchließen möchte. Dies junge Mädchen entſprach ſeinen ſtillen Wünſchen, ſeinen geheimen Erwartungen, jenem Liebesideal, das man, ohne es ſelbſt zu wiſſen im tiefſten Herzen trägt.

Er blickte ſie, wider Willen, unausgeſetzt an und dies fortwährende Anſtarren machte ſie verlegen, ſo daß ſie errötete. Er bemerkte es und wollte wo anders hinſehen; aber ſo große Mühe er ſich auch gab, die Augen auf einen andern Gegenſtand zu richten, ſie kehrten immer zu ihr zurück.

Nach ein paar Tagen kannten ſie ſich, ohne je mit einander geſprochen zu haben. Wenn der Wagen voll war, überließ er ihr ſeinen Platz und ſtieg auf das Verdeck hinauf, obgleich er eigentlich ſehr traurig darüber war.

Nun begrüßte ſie ihn jedesmal mit einem kleinen Lächeln, und obgleich ſie bei ſeinem zu auffallenden Anſtarren die Augen niederſchlug, ſchien ſie doch nicht mehr böſe zu ſein, ſo beobachtet zu werden.

Endlich kamen ſie ins Geſpräch, eine Art ſchnelle Intimität bildete ſich zwiſchen ihnen, eine Intimität, die nur täglich eine halbe Stunde dauerte, und das war die ſchönſte halbe Stunde ſeines Lebens.

Die ganze übrige Zeit des Tages dachte er an ſie, und während der langen Bureauſtunden erblickte er ſie immer vor ſich; dies freundliche und doch ſo beharrliche Bild, das das Antlitz einer geliebten Frau in uns zurückläßt, quälte ihn fortwährend und verließ ihn nicht.

Er meinte: ſie ganz zu beſitzen, müßte das wahn-

ſinnigſte Glück für ihn bedeuten, ein größeres, als je einem Menſchen beſchieden ſein könnte.

Jetzt ſchüttelte ſie ihm jeden Morgen die Hand, und bis zum Abend fühlte er noch die Berührung, und die Erinnerung an den ſchwachen Druck der kleinen Finger blieb in ihm haften. Es war, als hätte ihre Hand einen Eindruck auf ſeiner Haut zurückgelaſſen.

Die ganze übrige Zeit des Tages bangte er ängſtlich nach der kurzen Omnibusfahrt, und die Sonntage waren ihm gräßlich. Sie mußte ihn gewiß auch gern haben, denn eines Sonnabends im Frühling nahm ſie ſeine Einladung an, am folgenden Tage mit ihm in Maiſons-Laffitte zu frühſtücken.

*

Sie wartete ſchon auf dem Bahnhof. Er war erſtaunt, aber ſie ſagte:

— Ehe wir fahren, muß ich mit Ihnen ſprechen. Wir haben zwanzig Minuten Zeit, das iſt mehr als genug.

Sie zitterte, während ſie ſich auf ſeinen Arm lehnte und ſchlug die Augen nieder über die bleichen Wangen, dann ſagte ſie:

— Ich möchte, daß Sie ſich über mich keiner Täuſchung hingeben. Ich bin ein anſtändiges Mädchen, und fahre mit Ihnen nur, wenn Sie mir verſprechen, wenn Sie mir ſchwören, mir nichts zu thun. Nichts was . . . nicht . . recht . . iſt.

Sie war plötzlich dunkelrot geworden und ſchwieg. Er wußte nicht, was er antworten ſollte, glücklich und

doch zu gleicher Zeit niedergeſchlagen. Im Grunde ſeines Herzens war es ihm vielleicht lieber, daß es ſo war und doch . . . doch . . . . hatte er dieſe Nacht Dinge geträumt, die ihm Feuer in die Adern goſſen.

Er würde ſie gewiß weniger gern haben, wenn er wußte, daß ſie ein leichtſinniges Geſchöpf war, aber dann wäre es doch ſo reizend, ſo köſtlich für ihn geweſen. Und alle die ſelbſtſüchtigen Ideen der Männer, im Punkt der Liebe, begannen ihn zu quälen.

Da er nichts antwortete, fing ſie mit bewegter Stimme an zu ſprechen, während Thränen in ihren Augenwinkeln aufſtiegen:

— Wenn Sie mir nicht verſprechen, ganz anſtändig gegen mich zu ſein, ſo kehre ich ſofort nach Hauſe zurück.

Er drückte ihr zärtlich den Arm und antwortete:

— Das verſpreche ich Ihnen, Sie ſind frei zu thun, was ſie wollen.

Sie ſchien erleichtert und fragte lächelnd:

— Iſt's auch wirklich wahr?

Er blickte ihr in die Augen:

— Mein Ehrenwort!

— Gut, nehmen wir die Billets! ſagte ſie.

Unterwegs konnten ſie ſich kaum unterhalten, denn das Coupé war voll. Als ſie in Maiſons-Laffitte ankamen, gingen ſie ſofort zur Seine.

Die laue Luft that Körper und Geiſt wohl, die Sonne ſtrahlte auf den Fluß, auf das Blättermeer, auf den Raſen und zauberte tauſend lichte, heitere Gedanken in Körper und Seele.

Hand in Hand gingen sie am Ufer hin und sahen zu, wie die kleinen Fischchen in Schwärmen im Wasser dahinzogen. Sie schritten in überirdischem Glück dahin, als läge die Erde tief unter ihnen. Endlich sagte sie:

— Sie müssen mich doch für verrückt halten!

— Warum denn?

Sie meinte:

— Es ist eine Tollheit, mit Ihnen so ganz allein hierherzufahren.

— Aber nein, das ist doch ganz natürlich!

— O, bitte, bitte, gar nicht natürlich, für mich nicht. Ich will keine Dummheit machen und so kommt man doch dazu. Aber wenn Sie wüßten, wie traurig die Tage dahingehen, einer wie der andere, jeder Tag im Monat, jeder Monat des Jahres. Ich bin ganz allein mit meiner Mutter, und da sie viel Kummer in ihrem Leben gehabt hat, ist sie nicht gerade lustig. Ich sehe zu, wie es geht, ich versuche trotzdem zu lachen, aber es glückt nicht immer. Wissen Sie, es ist doch falsch, daß ich hierher gekommen bin, aber Sie müssen mir nicht böse sein.

Als Antwort küßte er sie schnell aufs Ohr, aber sie riß sich mit heftiger Bewegung von ihm los und ward plötzlich böse:

— Aber Herr Franz, denken Sie an Ihr Wort!

Und sie kehrten nach Maisons-Laffitte zurück. Sie frühstückten im Kleinen-Hafen, einem niedrigen Hause, das ganz unter vier Pappeln an der Straße versteckt lag.

Die frische Luft, die Wärme, ein paar Gläser

Wein und das seltsame Gefühl, sich eng beieinander zu befinden, trieb ihnen die Röte ins Gesicht und machte sie schweigsam. Aber nachdem sie ihren Kaffee getrunken, kam jähe Heiterkeit über sie. Sie gingen über die Seine, strichen wieder längs des Flusses hin dem Dorf La Frette zu. Plötzlich fragte er:

— Wie heißen Sie?

— Louise.

Er wiederholte:

— Louise?

Dann schwieg er.

Der Fluß beschrieb einen großen Bogen, lief am Strande in der Ferne an einer Reihe weißer Häuser hin, die sich umgekehrt im Wasser spiegelten.

Das junge Mädchen pflückte Gänseblümchen, machte einen großen Strauß aus Feldblumen, und er sang laut voller Lebensfreude, wie ein Füllen auf der Koppel.

Links von ihnen zogen rebenbekränzte Hügel am Flusse hin, und Franz blieb plötzlich stehen und sagte ganz erstaunt:

— O, sehen Sie einmal!

Die Weinberge hatten aufgehört, und der ganze Abhang war jetzt mit blühendem Flieder bedeckt, wie ein lila Wald. Gleich einem über die Erde gebreiteten Riesen-Teppich, der bis zum Dorfe reichte dort drüben, zwei oder drei Kilometer entfernt.

Auch sie blieb ganz bewegt und gepackt stehen und rief:

— Ach, ist das hübsch!

Sie durchschritten ein Feld, und dann liefen sie

jenem seltsamen Hügel zu, der jährlich all den Flieder liefert, den in Paris die fliegenden Händler auf ihren kleinen Handwagen verkaufen.

Ein schmaler Weg verlor sich unter den Bäumen; sie wählten ihn, und dann setzten sie sich auf einen Rasenfleck. Milliarden von Fliegen summten über ihnen, daß man in der Luft unausgesetzt ein leises Surren hörte, und die Sonne, die heiße Sonne eines windstillen Tages, lag auf dem blühenden Uferrand und entlockte diesem blühenden Walde einen starken Duft, diesen Schweiß der Blumen.

In der Ferne klang eine Glocke.

Und ganz allmählich begannen sie, sich zu küssen, umarmten sich, im Grase ausgestreckt und dachten nur an ihre Zärtlichkeit.

Sie hatte die Augen geschlossen und umklammerte ihn, preßte ihn an sich, sie hatte die Besinnung verloren, von Kopf bis zu Fuß in Liebesleidenschaft, und ohne zu wissen, was sie that, überließ sie sich ihm, ja fast ohne zu verstehen, daß sie es gethan.

Sie erwachte voller Verzweiflung, begann zu weinen, stöhnte vor Schmerz und versteckte das Gesicht in ihren Händen. Er versuchte sie zu trösten, aber sie wollte fort, fort, gleich nach Hause, und sie klagte immer, indem sie eilig davonlief:

— Mein Gott! Mein Gott!

Er sagte:

— Louise, Louise, warte doch, bitte, bitte!

Sie hatte hohle Augen und glühend rote Wangen, und sobald sie in Paris auf dem Bahnhof

waren, lief ſie ihm davon, ſogar ohne Lebewohl zu ſagen.

Als er ſie am nächſten Tage im Omnibus wieder traf, ſchien ſie ihm verändert, abgemagert, und ſie ſagte:

— Ich muß mit Ihnen ſprechen, wir wollen am Boulevard ausſteigen.

Sobald ſie allein auf der Straße waren, meinte ſie:

— Wir müſſen Abſchied voneinander nehmen, nach dem, was da geſchehen, kann ich Sie nie wiederſehen.

Er ſtammelte:

— Aber warum denn?

— Ich kann nicht; ich habe geſündigt, und ich will's nie wieder thun.

Da bat er ſie, flehte ſie an, immer gequält von ſeinen Wünſchen, ganz verrückt in dem Gedanken, ſie ganz zu beſitzen in der Einſamkeit einer Liebesnacht.

Aber ſie antwortete beharrlich:

— Nein, ich kann nicht! Ich kann nicht! Ich will nicht!

Er regte ſich auf, ward immer lebhafter, verſprach, ſie zu heiraten. Sie ſagte immer noch:

— Nein!

Und ſie verließ ihn.

Acht Tage lang ſah er ſie nicht wieder, er konnte ihrer nicht habhaft werden, und da er ihre Adreſſe nicht kannte, meinte er, ſie wäre ihm für immer verloren.

Am neunten Tage abends klingelte es bei ihm, er öffnete — — sie war es. Sie warf sich in seine Arme und widerstand nicht mehr.

Drei Monate dauerte ihre Liebe, er begann schon, sie etwas satt zu bekommen, als sie ihm mitteilte, daß sie sich Mutter fühle. Da hatte er nur noch einen Gedanken: sie unter allen Umständen los werden.

Da er es aber nicht fertig brachte, nicht wußte, wie er es anfangen, wie er es ihr sagen sollte, und die Verzweiflung ihn packte, die Angst vor diesem immer wachsenden Kinde, faßte er einen verzweifelten Entschluß: Er zog eines Nachts aus seiner Wohnung aus und verschwand.

Der Schlag war so fürchterlich, daß sie nach ihm nicht suchte, der sie verlassen. Sie warf sich ihrer Mutter zu Füßen und beichtete ihr Unglück.

Ein paar Monate darauf gebar sie einen Knaben.

*

Jahre strichen hin, Franz Tessier ward älter, ohne daß sich in seinem Leben etwas verändert hätte. Er führte noch immer das monotone traurige Dasein der Bureaukraten, die keine Hoffnung haben und nichts erwarten können.

Täglich stand er zur gleichen Stunde auf, legte denselben Weg durch die gleichen Straßen zurück, trat durch dieselbe Thür, und ging an dem gleichen Portier vorbei in dasselbe Bureau, setzte sich auf denselben Stuhl und that dieselbe Arbeit.

Er stand allein auf der Welt, allein Tags über

mitten unter ſeinen gleichgiltigen Kollegen, allein Nachts in ſeiner Junggeſellen-Wohnung. Monatlich legte er zehn Franken für ſeine alten Tage zurück.

Jeden Sonntag ging er in den Champs Elyſées ſpazieren, ſah die elegante Welt vorüberfahren, die Equipagen und die hübſchen Frauen, und am nächſten Tage ſagte er zu ſeinem Kollegen am Schreibtiſch:

— Die Rückfahrt aus dem Bois war rieſig elegant geſtern.

Da trat er eines Sonntags zufällig, als er einen anderen Weg gegangen, in den Park Monceau. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Kindermädchen und die Mütter ſaßen in den Alleen und ſahen den Kindern zu, die vor ihnen ſpielten. Aber plötzlich fuhr Franz Teſſier zuſammen. Eine Frau ging vorüber, ſie führte zwei Kinder an der Hand, einen kleinen Jungen von etwa zehn und ein kleines Mädchen von etwa vier Jahren. Sie war es!

Er ging noch hundert Schritte weiter, dann ſank er auf einem Stuhl zuſammen, zitternd von dem Eindruck. Sie hatte ihn nicht wiedererkannt. Da ging er den Weg zurück und ſuchte ſie noch einmal zu erblicken.

Sie hatte ſich jetzt geſetzt, der Knabe blieb artig neben ihr ſtehen, das kleine Mädchen machte Sandhäufchen auf der Erde. Sie war es, ja ſie war es!

Sie ſah wie eine wirkliche Dame aus, ſie war einfach gekleidet, hatte etwas Würdiges und Schlichtes. Er blickte ſie von weitem an und wagte nicht, ſich ihr zu nähern.

Der kleine Junge hob den Kopf, Franz Teſſier fühlte, daß er zitterte, es war ſein Sohn, ohne Zweifel. Und er betrachtete ihn, und er meinte ſich ſo genau in ihm wiederzuerkennen, als wäre es eine alte Photographie von ihm.

Hinter einem Baum blieb er verſteckt ſtehen und wartete, bis ſie davonging, um ihr zu folgen. In der Nacht darauf konnte er nicht ſchlafen, vor allem quälte ihn der Gedanke an das Kind. Sein Sohn! Ach, wenn er es beſtimmt gewußt hätte! Und was wollte er dann thun?

Er hatte ſich das Haus gemerkt. Er fragte. Er hörte, ein Nachbar, ein anſtändiger, würdiger Mann habe ſie geheiratet, der Mitleid mit ihrem Unglück gehabt. Dieſer Mann, der ihren Fehltritt gekannt und ihr verziehen, hatte ſogar das Kind anerkannt, ſein, Franz Teſſiers, Kind!

Alle Sonntage kehrte er zum Park Monceau zurück, jeden Sonntag ſah er ſie, und jedesmal packte ihn das wahnſinnige Bedürfnis, ſeinen Sohn in die Arme zu ſchließen, ihn mit Küſſen zu bedecken, ihn mit ſich fortzunehmen, ihn zu ſtehlen.

Er litt entſetzlich unter ſeiner elenden, liebloſen Alt-Junggeſellen-Einſamkeit, es quälte ihn furchtbar. Väterliche Liebe mit Gewiſſensbiſſen vermiſcht, mit Eiferſucht und Luſt und Bedürfnis, ein ſolch kleines Weſen zu lieben, das die Natur den Menſchen geſchenkt.

Endlich wollte er einen verzweifelten Verſuch unternehmen, näherte ſich ihr eines Tages, als ſie in

den Park trat, ſtellte ſich mitten auf dem Weg ihr entgegen und ſagte bleich mit zitternden Lippen:

— Erkennen Sie mich nicht?

Sie blickte auf, ſah ihn an, ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, packte ihre beiden Kinder bei der Hand, und indem ſie ſie hinter ſich herzog, rannte ſie ſpornſtreichs davon.

Er kehrte heim und weinte.

Monate gingen wieder hin, er ſah ſie nicht mehr, aber Tag und Nacht quälte ihn die väterliche Liebe. Er hätte ſterben wollen, nur um ſeinen Sohn einmal zu küſſen, er hätte jemanden ermordet, er hätte alle ſchweren Laſten übernommen, aller Gefahr getrotzt, alles gethan, nur dafür.

Und er ſchrieb ihr. Sie antwortete nicht. Nachdem er zwanzig Briefe abgeſandt, ſah er ein, daß er keine Hoffnung hatte, ſie weich zu machen.

Da faßte er einen verzweifelten Entſchluß, vollkommen darauf gefaßt, vielleicht eine Revolverkugel ins Herz zu bekommen. Er ſchickte ihrem Mann einen Brief mit den wenigen Worten:

‚Sehr geehrter Herr!

Mein Name muß Ihnen ein Gegenſtand des Anſtoßes ſein, aber ich bin ſo traurig, ſo vom Leid bedrückt, daß ich nur noch auf Sie hoffe. Ich bitte Sie um eine Unterredung von nur zehn Minuten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

u. ſ. w.‘

Am anderen Tage lief die Antwort ein:

‚Sehr geehrter Herr!
Ich erwarte Sie Dienstag um fünf Uhr.‘

*

Als Franz Teſſier die Treppe hinaufſchritt, blieb er auf jeder Stufe ſtehen, ſo laut pochte ſein Herz, es war, als galoppierte ein wildes Tier in ſeiner Bruſt und vollführte einen dumpfen, heftigen Lärm.

Er konnte nur noch mühſam atmen und mußte ſich am Geländer halten, um nicht hinunterzuſtürzen. Im dritten Stock klingelte er. Ein Mädchen öffnete, er fragte:

— Iſt Herr Flamel zu Haus?

— Gewiß, bitte, treten Sie ein!

Er ward in einen bürgerlich möblierten Salon geführt; er war allein, er wartete verzweifelt, als würde ein furchtbares Unglück geſchehen.

Die Thür ging auf, ein Mann erſchien. Er war groß, ernſt, ein wenig wohlbeleibt und trug einen ſchwarzen Gehrock. Mit der Hand deutete er auf einen Stuhl. Franz Teſſier ſetzte ſich, dann ſagte er ſtammelnd:

— Herr Flamel . . . Herr Flamel . . ich weiß nicht . . . ob Sie meinen Namen kennen . . ob Sie wiſſen . . . .

Herr Flamel unterbrach ihn:

— Bitte, bemühen Sie ſich nicht, ich weiß alles, meine Frau hat mir von Ihnen geſprochen.

Er hatte den Ton eines guten Mannes, der ſtreng

ſein will, eine gewiſſe bürgerliche Würde. Franz Teſſier antwortete:

— Nun, Herr Flamel, hier bin ich, ich ſterbe vor Kummer, vor Gewiſſensbiſſen und Scham. Und ich möchte einmal, nur ein einziges Mal das Kind umarmen.

Herr Flamel erhob ſich, ging an den Kamin, klingelte, das Mädchen erſchien, er ſagte:

— Rufen Sie mal Ludwig!

Sie verſchwand. Stumm wartend, denn ſie hatten ſich nichts mehr zu ſagen, blieben ſie vor einander ſtehen. Und plötzlich ſtürmte ein kleiner Knabe von zehn Jahren in das Zimmer und lief auf den zu, den er für ſeinen Vater hielt, aber verlegen blieb er ſtehen, als er einen Fremden ſah.

Herr Flamel küßte ihn auf die Stirn, dann ſagte er:

— Nun mein Liebling, küſſe einmal dieſen Herrn!

Das Kind kam nett auf den Fremden zu und blickte ihn an. Franz Teſſier war aufgeſtanden, er ließ ſeinen Hut fallen und wäre beinahe ſelbſt hingeſchlagen. Er betrachtete ſeinen Sohn.

Herr Flamel hatte aus Zartgefühl ſich herumgedreht und ſah durch das Fenſter auf die Straße. Das Kind wartete erſtaunt, hob den Hut auf und gab ihn dem Fremden. Da nahm Franz den Kleinen in ſeine Arme und küßte ihn raſend über das ganze Geſicht, auf die Augen, auf die Wangen, auf den Mund, auf das Haar.

Der Bengel war erſchrocken durch dieſen Hagel von Küſſen, ſuchte ſich ihnen zu entziehen, wandte den

Kopf ab und ſtreckte dem Manne abwehrend ſeine kleinen Hände entgegen.

Aber Franz Teſſier ſetzte das Kind ſchnell wieder zu Boden, dann rief er:

— Adieu! Adieu!

Und wie ein Dieb lief er davon.

Digitized by Google

Das Geſtändnis

Digitized by Google

Strahlend liegt die Sonne auf den Feldern, die hüglig zwiſchen den Bäumen um die Gutshöfe herum ſich breiten, und die verſchiedenen Saaten: das gelbliche Korn, der hellgrüne Hafer, der dunkelgrüne Klee ſpannen einen großen, geſtreiften, leis wogenden Mantel über den nackten Leib der Erde.

Dort drüben auf einer Bodenwelle weiden in einer unendlich langen Reihe die Kühe. Einzelne liegen, andere ſtehen, und mit ihren großen Augen blinzeln ſie beim glühenden Sonnenlicht, muhen und freſſen vom Kleefeld, das ſich dehnt wie ein See.

Zwei Frauen, Mutter und Tochter, gehen wiegenden Schrittes, eine hinter der andern, auf einem ſchmalen Fußweg zwiſchen den Saatfeldern zu der Viehherde.

Sie tragen beide je zwei Zinkeimer, die ihnen an einem Tragegeſtell über den Schultern weit vom Leibe abhängen, und bei jedem Schritt, den ſie thun, glitzert augenblendend das weiße Metall in der Sonne.

Sie ſprechen nicht; ſie gehen zur Melke. Nun ſind ſie da, ſetzen die Eimer nieder, nähern ſich den beiden erſten Tieren und geben ihnen mit den Holzſchuhen einen Tritt in die Seite, daß ſie ſich aufrichten.

Das Tier erhebt ſich langſam, erſt auf den Vorderbeinen, dann ſtreckt es ſein breites Hinterteil, das noch gewaltiger erſcheint durch das rieſige goldbraune, hängende, fleiſchige Euter, und Mutter und Tochter Malivoire knien unter dem Leib der Kuh und ziehen mit kurzer, ſcharfer Bewegung das geblähte Euter herab, das bei jedem Druck einen feinen Milchſtrahl in den Eimer ſpritzt. Der ein wenig gelbliche Schaum ſteigt darin bis zum Rand, und die beiden Frauen gehen die ganze Reihe hinab von Tier zu Tier.

Sobald ſie eine Kuh gemolken haben, ſtecken ſie den Strick ein Stück weiter ab, damit das Tier ein neues, noch nicht abgeweidetes Stück Grün findet. Dann gehen ſie langſamer wieder davon unter der ſchweren Laſt der Milch, die Mutter voraus, die Tochter hinterdrein.

Aber die Tochter bleibt plötzlich ſtehen, läßt ihre Laſt herab, ſetzt ſich und fängt an zu weinen. Mutter Malivoire hört nicht mehr hinter ſich gehen, dreht ſich um und bleibt erſtaunt ſtehen.

— Was haſte denne? fragte ſie. Celeſtine, ihre Tochter, groß, rothaarig, mit rotverbrannten Wangen und Sommerſproſſen, ausſehend, als wären ihr Funken auf das Geſicht gefallen, antwortete leiſe greinend, wie ein Kind, das man geſchlagen hat:

— Nu kann ich meine Milch nich mehr ſchleppen!

Die Mutter blickte ſie argwöhniſch an und fragte:

— Was haſte denne?

Celeſtine antwortete, zwiſchen ihren beiden Eimern

zu Boden geſunken, indem ſie ſich mit der Schürze die Augen wiſchte:

— Das iſt ſo kulluſal ſchwer, ich kann's nich ermachen!

Die Mutter fragte zum dritten Mal:

— Was haſte denne?

Und die Tochter ſtöhnte:

— Ich gloobe faſt, ich bin dicke.

Und ſie ſchluchzte. Nun ſetzte die Alte ihrerſeits ihre Laſt nieder, ſo auf den Mund geſchlagen, daß ſie keine Antwort mehr fand. Endlich ſtammelte ſie:

— Du biſt dicke, dummes Luder, iſt denn das meeglich?

Die Malivoires waren reiche Bauersleute, wohlhabend, angeſehen und von Einfluß. Celeſtine ſtammelte:

— Ich gloobs werklich!

Die erſchrockene Alte ſah ihre Tochter heulend vor ſich ſitzen und ſchrie nach ein paar Sekunden:

— Seit wann biſte denn dicke? Wo haſte denn das erwiſcht, Du altes Menſch?

Und Celeſtine flüſterte ganz gebrochen:

— Ich gloob in Polyts Wagen.

Die Alte ſuchte zu verſtehen, zu erraten und herauszubekommen, wer ihrer Tochter das hatte anthun können. Nun, wenn es ein reicher Junge war, da wollte ſie ſchon die Geſchichte in Ordnung bringen; dann wäre es noch nicht ſo ſchlimm. Celeſtine war nicht die erſte, der ſo was paſſierte. Aber doch ärgerte es ſie angeſichts ihrer Stellung in der Gegend und bei ihren Verhältniſſen, und ſie ſagte:

— Wer hat's denn gemacht, Du Dreckliese?

Celeſtine war entſchloſſen, jetzt alles zu ſagen, und ſtammelte:

— Ich gloob ſchon, 's is der Polyt geweſen.

Da ſtürzte ſich die alte Malivoire voller Wut auf ihre Tochter und ſchlug ſo auf ſie drein, daß ſie ihre Mütze dabei verlor. Sie verſetzte ihr einen Fauſtſchlag nach dem andern auf den Kopf, den Rücken, überall hin, und Celeſtine, die jetzt der Länge nach zwiſchen ihren Eimern lag, die ſie ein wenig ſchützten, verſteckte nur etwas ihr Geſicht zwiſchen den Händen.

Alle Kühe hatten erſtaunt aufgehört zu freſſen, ſahen ſich um und blickten mit ihren großen Augen die beiden an; die letzte muhte, das Maul gegen die beiden Frauen ausgeſtreckt.

Nachdem die alte Malivoire auf ihre Tochter losgedroſchen hatte, bis ſie nicht mehr konnte, hielt ſie außer Atem inne, und nachdem ſie etwas wieder zur Vernunft gekommen, wollte ſie klar ſein über die Lage.

— Polyt war's, is ſo was meeglich? Wie haſte denn ſo was machen kennen mit dem Poſtkutſcher. Du biſt wohl ganz von Gott verlaſſen! Mit ſo eenem Hungerleider fängſt De an?

Celeſtine, die noch immer der Länge nach dalag, weinte in den Acker hinein:

— Davor brauchte ich doch den Wagen nich zu zahlen!

Und die alte Normännin begriff.

Allwöchentlich, Mittwoch und Sonnabend, trug Celeſtine die Erzeugniſſe des Bauernhofes, Hühner, Milch und Eier zur Stadt. Um ſieben Uhr früh ging ſie, die beiden großen Körbe am Arm, in dem einen die Milch, in dem andern die Hühner, davon, und an der Straße erwartete ſie den Poſtwagen nach Yvetot. Sie ſtellte ihre Körbe auf den Boden und ſetzte ſich in den Graben, während die Hühner mit den kurzen, ſpitzen Schnäbeln und die Enten mit den breiten und platten die Köpfe durch die Gitterſtäbe ihres Käfigs ſteckten und ſich mit runden, dummen Augen erſtaunt umſahen.

Bald kam der Marterwagen, eine Art gelben Koffers mit einer ſchwarzen Lederkappe darauf, beim Trabe der alten, weißen Schindmähre herangerollt, und Polyt, der Kutſcher, ein dicker, ewig fröhlicher Kerl, wohlbeleibt trotz ſeiner jungen Jahre, durch die Sonne verbrannt, von Wind und Wetter faſt ſchwarz, vom Regen durchnäßt, dem der Schnaps noch die letzte Färbung gegeben, ſodaß Geſicht und Hals ausſahen wie ein Ziegelſtein, rief ſchon von weitem, während er mit der Peitſche knallte:

— Murjen, Freilein Celeſtine, wie geht Sie's?

Sie reichte ihm ihre Körbe, einen nach dem andern, er ſchob ſie oben auf den Wagen, dann ſtieg ſie hinein und hob das Bein hoch, um den Tritt zu erreichen und man ſah dabei den blauen Strumpf auf ihrer dicken Wade, und jedesmal machte Polyt denſelben Witz:

— Dürre ſind Se nich geworden!

Und sie lachte; sie fand das furchtbar komisch. Dann rief er:

— Hü, Liese!

Und das magere Pferd trabte davon. Dann zog Celestine aus der Tiefe ihrer Tasche ihr Portemonnaie, holte langsam zehn Sous daraus hervor, sechs Sous für sich und vier für die Körbe, und streckte sie Polyt über die Schulter entgegen. Der nahm sie mit den Worten:

— Na, es is nu mal heite so! Und er lachte aus vollem Halse und drehte sich um, um sie besser zu sehen. Es wurde ihr furchtbar sauer, ihm für jedesmal Fahren den halben Franken zu geben, und wenn sie keine einzelne Sous hatte, so wurde es ihr noch schwerer, sie konnte sich nicht entschließen, ein Silberstück herüberzureichen. Und eines Tages fragte sie, als sie zahlen sollte:

— Bei soner Kundin wie ich, kennten Se doch bloß 'n Sechser nehmen.

Er begann zu lachen:

— 'n Sechser, Kleene, mehr biste schon wert.

Sie bat:

— Das macht doch bloß zwee Franken weniger den Monat.

Er rief und schlug auf das Pferd:

— Na ich will mal gut sein, für eene kleene Gefälligkeet will ich's thun.

Sie fragte dumm:

— Was meenen Se?

Das machte ihm solchen Spaß, daß er vor Lachen den Husten bekam:

— Gefälligkeet, nur eene Gefälligkeet, weeß der Hohle, nur ſo zwiſchen Mann und Frau und ohne Muſike!

Sie begriff, wurde rot und erklärte:

— Nee, ſo was liebe ich nich!

Aber er wurde nicht verlegen, ſondern wiederholte, indem ihm die Geſchichte immer mehr Spaß machte:

— Na De wirſcht ſchon weech werden, wir wolln bloß 'n bißchen Mann und Frau ſpielen.

Und ſeitdem hatte er jedesmal angefangen zu fragen, wenn ſie zahlen wollte:

— Nu, wie ſteht's heite?

Sie begann auch bald zu ſcherzen und antwortete:

— Heite nich, Herr Polyt, aber Sonnabend ganz ſicher!

Und er rief und lachte dabei:

— Schön Kleene, alſo Sonnabend!

Aber ſie überlegte, daß ſie ſeit zwei Jahren, ſeitdem das ſpielte, achtundvierzig Franken Polyt bezahlt hatte, und auf dem Lande findet man achtundvierzig Franken nicht auf der Straße. Dann berechnete ſie, daß in noch zwei Jahren bald hundert Franken bezahlt wären.

Und das berechnete ſie ſo lange, bis eines Frühlingstags, als ſie allein waren und er wieder wie gewöhnlich fragte:

— Nu, wie ſteht's heite?

Sie antwortete:

— Wie Se wollen, Herr Polyt.

Er war garnicht erſtaunt, ſondern kletterte über

die Bank hinten in den Wagen hinein, indem er zufrieden brummte:

— Na ja, ich hab's ja gewußt.

Und der alte Schimmel trottete ſo langſam dahin, als ob er garnicht mehr vorwärts käme und hörte nicht auf die Stimme, die ab und zu aus der Tiefe des Wagens rief:

— Hü Lieſe! Hü Lieſe!

Drei Monate darauf merkte Celeſtine das Unglück.

*

Das alles hatte ſie mit weinerlicher Stimme ihrer Mutter erzählt, und die Alte fragte, blaß vor Wut:

— Alſo was hat das nu gekoſtet bis jetzt?

Celeſtine antwortete:

— Vier Monate, nu doch ganz gewiß acht Franken.

Da erreichte die Wut der alten Bäuerin ihren Gipfelpunkt, ſie warf ſich wieder auf ihre Tochter und begann ſie zu hauen, bis ſie nicht mehr konnte. Endlich, als ſie ſich erhoben hatte, rief ſie:

— Haſte ihm denn nich geſagt, daß De dicke biſt?

— Nee, noch nich!

— Warum haſte's denn nich geſagt?

— Na, ſonſt hätt' er mich vielleicht wieder zahlen laſſen.

Die Alte dachte nach, und dann nahm ſie ihre Eimer auf:

— Vorwärts, ſteh uf, ſieh zu, daß De mitkommſt.

Dann meinte ſie nach einem Augenblick Stillſchweigen:

— Und Du wirſcht es ihm noch nich ſagen, ſolange er's nich merkt, daß mir noch ſechs oder acht Franken profitieren thun!

Celeſtine hatte ſich erhoben, ſie weinte noch, ihre Mütze hatte ſich verſchoben, und mit ſchwerem Schritte ſetzte ſie ſich wieder in Gang und brummte:

— Nee Mutter, ich ſage niſcht!

Digitized by Google

Der Schmuck

Digitized by Google

Sie war eines jener bildhübſchen, reizenden Mädchen, die, wie durch einen Irrtum des Schickſals, in einer kleinen Beamtenfamilie geboren ſind. Sie beſaß keine Mitgift, keine Hoffnungen, kein Mittel, um in der Geſellſchaft bekannt, geliebt und von einem reichen, vornehmen Manne heimgeführt zu werden.

Und da ließ ſie ſich mit einem kleinen Beamten aus dem Unterrichtsminiſterium verheiraten. Sie war einfach, da ſie ſich nicht elegant anziehen konnte und fühlte ſich unglücklich wie eine Deklaſſierte.

Denn die Frauen gehören weder einer Kaſte, noch Raſſe an, ihre Schönheit, ihre Grazie, ihr Reiz ſind für ſie Geburtsſchein und Familie. Ihre natürliche Feinheit, ihre geiſtige Anſchmiegſamkeit geben ihnen die einzige Anwartſchaft zum Herrſchen und ſtellen die Tochter aus dem Volk mit der größten Dame gleich.

Sie litt unausgeſetzt, denn ſie fühlte ſich für allen Luxus und für alles Schöne des Lebens geboren. Sie litt unter der Armſeligkeit ihrer Wohnung, dem Elend in ihren vier Pfählen, unter den abgetragenen Seſſeln, der Häßlichkeit der Stoffe.

All dieſe Dinge, die einer anderen Frau ihrer

Kaſte vielleicht nicht einmal auffielen, quälten ſie und empörten ſie. Der Anblick ihres kleinen Bretoniſchen Dienſtmädchens, die ihre einfache Wirtſchaft beſorgte, erweckte in ihr verzweifeltes Bedauern und jammervolle Träume. Sie dachte an Vorzimmer mit orientaliſchen Teppichen behangen, in denen hohe Bronceleuchter brannten und wo in tiefen Seſſeln zwei Diener in Kniehoſen warteten, bei der Wärme des großen, ſchweren Kamins.

Sie dachte an Salons, mit Seide beſpannt, und mit zarten Möbeln, mit köſtlichen Nippes und Nichtſen; an kleine, reizende, duftgeſchwängerte Boudoirs, die eigens gemacht ſchienen für eine kleine Unterhaltung Nachmittags zur Theeſtunde mit den intimſten Freunden, bekannten und bedeutenden Männern, deren Aufmerkſamkeit alle Frauen wünſchen und neiden.

Wenn ſie ſich zu Tiſch ſetzte, an den runden Tiſch, auf dem das Tiſchtuch ſchon tagelang lag, ihrem Manne gegenüber, der den Deckel von der Terrine abnahm und ſchmunzelnd ſagte:

— O, die gute Suppe, das bleibt doch das beſte!

Dann dachte ſie an großartige Diners, mit glänzenden Silberſachen, wo die Wände beſpannt waren mit Gobelins, auf denen ſeltſame Vögel mitten in einem Feenwald herumflatterten. Sie dachte an außergewöhnliche, herrliche Speiſen in köſtlichem Geſchirr angerichtet, dachte an die Galanterien, die zugeflüſtert und angehört werden mit Sphinxartigem Lächeln, während man das roſige Fleiſch einer Forelle koſtet oder am Flügel eines Birkhuhns knabbert.

Sie hatte keine Toiletten, keinen Schmuck, nichts, und doch liebte sie nur das, sie fühlte sich dazu geschaffen, sie hätte so gern gefallen, beneidet, gesucht und verführerisch sein mögen.

Sie besaß eine reiche Freundin, mit der sie im Kloster erzogen worden, aber sie mochte sie nicht aufsuchen, denn so schrecklich war es ihr jedesmal, wenn sie von dort zurückkam; sie weinte dann tagelang vor lauter Kummer, Verzweiflung und Elend.

*

Da kam eines Abends ihr Mann mit Siegesmiene herein, einen großen Brief in der Hand.

— Da ist was für Dich! sagte er.

Sie riß schnell das Couvert auf und fand darin eine gedruckte Einladung folgenden Inhalts:

„Seine Excellenz der Unterrichtsminister und Frau Georg Ramponneau geben sich die Ehre Herrn und Frau Loisel für Montag den 18. Januar zur Soiree ergebenst einzuladen."

Statt glücklich zu sein, wie ihr Mann es erhofft, warf sie die Einladung mit gerümpfter Nase auf den Tisch und murmelte:

— Was soll mir das nützen?

— Aber liebes Kind, ich dachte, Du würdest glücklich sein. Du kommst nie heraus, und da hast Du nun einmal eine schöne Gelegenheit dazu. Es war schwer genug, die Einladung zu kriegen, alle Welt will eine haben, und nicht alle Beamten kriegen eine. Alle offiziellen Persönlichkeiten werden da sein.

Sie ſah ihn erregt an und ſagte ungeduldig:

— Was ſoll ich denn anziehen, um dorthin zu gehen?

Daran hatte er nicht gedacht und ſtammelte:

— Gott das Kleid, das Du zum Theater anziehſt, das ſcheint mir doch ganz nett!

Er ſchwieg, auf den Mund geſchlagen, ganz verzweifelt, als er ſah, daß ſeine Frau weinte.

Zwei große Thränen rollten langſam aus den Augenwinkeln herab, und er ſtammelte:

— Was haſt Du denn? Was haſt Du denn?

Mit aller Gewalt kämpfte ſie ihre Verzweiflung nieder und ſagte mit ruhiger Stimme, indem ſie ihre naſſen Wangen abwiſchte:

— Garnichts! Aber ich habe kein Kleid und kann alſo auf das Feſt nicht gehen. Gieb die Einladung nur irgend einem Kollegen, deſſen Frau beſſer herausſtaffiert iſt als ich.

Er war traurig, er antwortete:

— Aber ſei doch vernünftig, Mathilde. Wieviel ſoll denn eine anſtändige Toilette koſten, die Du vielleicht noch bei anderen Gelegenheiten benutzen könnteſt. Sie braucht ja nur ganz einfach zu ſein!

Sie dachte ein paar Sekunden nach, rechnete und überlegte auch, welche Summe ſie wohl verlangen könnte, ohne daß der ſparſame Beamte ſofort nein geſagt hätte und außer ſich geweſen wäre.

Endlich antwortete ſie zögernd:

— Ich weiß nicht recht, aber ich denke mit vierhundert Franken müßte es gehen.

Er war bleich geworden, denn er wollte gerade dieſe Summe bei Seite legen, um ſich ein Gewehr zu kaufen und einmal auf die Jagd zu gehen, den folgenden Sommer in Nanterre, wo er mit ein paar Freunden Sonntags ſich vergnügen konnte. Aber dennoch ſagte er:

— Gut, Du ſollſt vierhundert Franken bekommen, und nun ſieh zu, daß Du ein ſchönes Kleid kriegſt.

*

Der Tag des Feſtes rückte heran, aber Frau Loiſel ſchien traurig, unruhig, ängſtlich, obgleich ihre Toilette fertig war. Da ſagte eines Tages ihr Mann zu ihr:

— Was haſt Du denn, Du biſt ſeit einiger Zeit ſo ſonderbar!

Und ſie antwortete:

— Ach, mir iſt es ſo unangenehm, daß ich keinen Schmuck habe, keinen Stein, nichts anzuthun. Ich werde eine recht traurige Figur machen, ich möchte am liebſten garnicht hingehen.

Er antwortete:

— Nimm doch natürliche Blumen, das iſt ſehr chik jetzt, und für zehn Franken bekommſt Du zwei oder drei prachtvolle Roſen.

Doch ſie war nicht davon überzeugt:

— Nein, es giebt nichts Demütigenderes, als unter all den reichen Frauen ſo armſelig aufzutreten!

Aber ihr Mann rief:

— Sei doch nicht dumm, geh doch mal zu Deiner Freundin Foreſtier und bitte ſie, ſie ſoll Dir irgend einen Schmuck borgen. Du kennſt ſie doch genau genug dazu.

Sie ſtieß einen Freudenſchrei aus. Das war eine gute Idee, daran hatte ſie nicht gedacht.

Am nächſten Tage ging ſie zu ihrer Freundin und teilte ihr den Grund ihrer Niedergeſchlagenheit mit. Frau Foreſtier trat an ihren Spiegelſchrank, nahm daraus einen großen Kaſten, brachte ihn, öffnete ihn und ſagte zu Frau Loiſel:

— Bitte, ſuch Dir etwas aus.

Sie ſah zuerſt Armbänder, dann ein Perlenhals=band, dann ein Venezianiſches Kreuz aus Gold, eine wundervolle Arbeit, und all den Schmuck probierte ſie vor dem Spiegel an. Sie zögerte, ſie konnte ſich nicht entſchließen, die Sachen aus der Hand zu geben, und ſie fragte immer:

— Haſt Du noch etwas anderes?

— Aber gewiß, wühle nur, ich weiß ja nicht, was Dir gefällt.

Plötzlich entdeckte ſie in einem Etui von ſchwarzem Satin eine wundervolle Diamanten=Riviere, und ihr Herz begann vor Sehnſucht danach zu ſchlagen. Ihre Hände zitterten, als ſie den Schmuck in die Hand nahm, ſie legte ihn um den Hals auf dem geſchloſſenen Kleid, ſie war ganz weg über ſich ſelbſt.

Dann fragte ſie zögernd, voller Angſt:

— Willſt Du mir das borgen? Nur das?

— Aber gewiß, ſehr gern!

Sie fiel ihrer Freundin um den Hals, küßte sie herzlich und lief mit ihrem Schatze davon.

•

Der Tag des Festes kam, Frau Loisel hatte einen großen Erfolg. Sie war hübscher als alle, elegant, graziös, lächelte und war vor Freude ganz verrückt.

Alle Herren blickten sie an, fragten, wer es wäre, ließen sich ihr vorstellen. Alle jungen Beamten wollten mit ihr tanzen, sogar der Minister ward auf sie aufmerksam. Sie tanzte wie trunken vor Freude und Glück, dachte an nichts mehr im Triumph ihrer Schönheit, in der Wonne ihres Erfolges, wie von einer Art Wolke umhüllt, aus all dieser Bewunderung, aus all diesem Courmachen gewoben, von all den geheimen Wünschen umgeben, dnrch diesen vollständigen Sieg, der den Frauenherzen so teuer ist.

Gegen vier Uhr Morgens ging sie fort. Ihr Mann schlief schon seit Mitternacht in einem kleinen verlassenen Salon mit drei anderen Herren, deren Frauen sich auch gut unterhielten.

Er warf ihr die Uberkleider um die Schultern, die er vom Eingang geholt, bescheidene Alltagsgegenstände, deren Ärmlichkeit gegen die Eleganz der Balltoilette abstach. Sie fühlte es und wollte entfliehen, um von den anderen Frauen die sich in kostbare Pelze hüllten, nicht gesehen zu sein.

Loisel hielt sie zurück:

— Warte doch, Du wirst Dich draußen erkälten. Ich werde einen Wagen rufen.

Aber sie hörte nicht auf ihn und lief rasch die Treppe hinunter. Als sie auf der Straße standen, fanden sie keinen Wagen. Sie suchten und riefen die Kutscher an, die sie in der Ferne vorüberfahren sahen.

Frierend und verzweifelt gingen sie nach der Seine hinuter, endlich fanden sie am Quai eines jener alten Nachtcoupés, die man in Paris nur bemerkt, wenn es dunkel wird, als ob sie Tags über sich ihrer Armseligkeit geschämt hätten.

Das brachte sie bis an ihre Thür Rue des Martyrs, und traurig stiegen sie zu ihrer Wohnung hinauf. Für sie war es jetzt aus, und er ärgerte sich, daß er um zehn Uhr im Ministerium sein wußte.

Sie legte vor dem Spiegel die Kleidungsstücke ab, die sie um die Schultern gethan, um sich noch einmal in all ihrer Schönheit zu sehen, aber plötzlich stieß sie einen Schrei aus: Sie trug kein Halsband mehr um den Hals!

Ihr Mann, der sich schon halb ausgezogen hatte, fragte:

— Was hast Du denn?

Erschrocken wandte sie sich zu ihm:

— Ich habe . . . . . ich habe den Schmuck der Frau Forestier nicht mehr!

Er fuhr erschrocken herum:

— Was? Wie? Das ist nicht möglich!

Und sie suchten in den Falten des Kleides, in den Falten des Mantels, überall und fanden nichts.

Er fragte:

— Biſt Du gewiß, daß Du ihn noch hatteſt, als wir den Ball verließen?

— Ja, ich habe ihn im Vorſaal, im Miniſterium noch angefaßt.

— Aber wenn er auf der Straße verloren gegangen wäre, hätten wir ihn doch fallen hören müſſen. Es muß im Fiaker geſchehen ſein.

— Sehr wahrſcheinlich! Weißt Du die Nummer?

— Nein, haſt Du ſie Dir nicht gemerkt?

— Nein!

Sie blickten ſich tötlich erſchrocken an, endlich zog Herr Loiſel ſich wieder an:

— Ich will den ganzen Weg, den wir zu Fuß gegangen ſind, noch einmal zurücklegen, um zu ſehen, ob ich ihn nicht vielleicht finde.

Und er ging fort. Sie blieb in ihrer Toilette ſitzen, ſie hatte nicht die Kraft zu Bett zu gehen. Sie hockte auf einem Stuhl, ohne einen Gedanken faſſen zu können.

Gegen ſieben Uhr kehrte ihr Mann zurück, er hatte nichts gefunden. Er ging auf die Polizei, zu den Zeitungen, um eine Belohnung auszuſetzen; ging zu der Droſchken-Geſellſchaft, kurz, überall hin, wohin ihn der Schimmer einer Hoffnung trieb.

Sie wartete den ganzen Tag in demſelben verſtörten Zuſtand, angeſichts des furchtbaren Unglücks. Loiſel kam am Abend wieder, mit eingefallenen Wangen, bleich, er hatte nichts gefunden.

Er ſagte:

— Du mußt Deiner Freundin ſchreiben, Du hätteſt

das Schloß kaput gemacht und müßtest es erst wieder herstellen lassen, damit wir Zeit haben, uns noch einmal umzusehen.

Und er diktirte ihr den Brief.

*

Nach einer Woche hatten sie keine Hoffnung mehr, und Loisel, der um fünf Jahre gealtert war, erklärte:

— Wir müssen sehen, daß wir einen anderen Schmuck schaffen.

Am nächsten Tage nahmen sie das Etui, worin der Schmuck gelegen hatte und gingen zu dem Juwelier, dessen Name sich darin verzeichnet fand. Er schlug in seinen Büchern nach:

— Gnädige Frau, ich habe diese Riviere nicht verkauft, von mir ist offenbar nur das Etui.

Da liefen sie von Juwelier zu Juwelier und suchten überall einen ähnlichen Schmuck und strengten ihr Gedächtnis an, beide ganz krank vor Kummer und Verzweiflung.

In einem kleinen Laden im Palais Royal fanden sie eine Brillant-Schnur, die ihnen ganz genau so zu sein schien, wie die, die sie suchten. Sie sollte vierzigtausend Franken kosten, aber man wollte sie ihnen für sechsunddreißigtausend lassen.

Sie baten also den Juwelier, ihnen drei Tage lang das Vorkaufsrecht zu lassen, und sie stellten die Bedingung, daß er ihn für vierunddreißigtausend Franken zurücknehmen mußte, wenn der erste Schmuck sich etwa vor Ende Februar wiederfände.

Loiſel beſaß achtzehntauſend Franken, die er von ſeinem Vater geerbt, den Reſt wollte er borgen. Er borgte ihn zuſammen, von dieſem eintauſend, fünfhundert von jenem, fünf Zwanzigfrankſtücke hier oder drei dort, er ſchrieb Wechſel, machte verzweifelte Geldgeſchäfte und trat mit Halsabſchneidern und Wucherern aller Art in Verbindung, er kompromittierte ſeine ganze Exiſtenz und wagte es zu unterſchreiben, ohne zu wiſſen, ob er je würde zahlen können uud, unausgeſetzt im Gedanken an die Entbehrungen, an die Zukunft, an das Elend, das über ihren Hausſtand kommen würde, durch die in Ausſicht ſtehenden leiblichen Entbehrungen, durch die moraliſchen Qualen, holte er endlich den neuen Schmuck und legte ſechsunddreißigtauſend Franken auf den Ladentiſch.

Als Frau Loiſel ihrer Freundin den Schmuck brachte, ſagte dieſe etwas pikiert:

— Du hätteſt ihn mir auch früher bringen können, ich hätte ihn doch brauchen können!

Sie öffnete garnicht das Etui, wovor ſich ihre Freundin gefürchtet. Wenn ſie den Erſatz entdeckt, was hätte ſie wohl geſagt? Hätte ſie ſie nicht für eine Diebin gehalten?

*

Frau Loiſel lernte das Leben der Bedürftigen kennen. Sie fügte ſich übrigens darein, wie eine Heldin. Dieſe furchtbaren Schuldſcheine mußten eben bezahlt werden, und ſie würden ſie zahlen.

Sie ſchickte das Mädchen fort, ſie nahm eine

andere Wohnung, eine Manſarde unter dem Dach. Nun lernte ſie die groben Hausarbeiten kennen, die entſetzlich groben in der Küche.

Sie wuſch ſelber auf und verdarb ihre roſigen Nägel an den fettigen Töpfen und Schüſſeln, ſie wuſch die ſchmutzige Wäſche, Hemden und Wiſchtücher, die ſie auf einer Schnur zum Trocknen aufſpannte.

Gegen Morgen brachte ſie den Kehricht auf die Straße, trug das Waſſer herauf und blieb an jedem Treppenabſatz ſtehen, um Atem zu ſchöpfen. Wie ein gewöhnliches Weib gekleidet, ging ſie ſelbſt auf den Markt, in die Kolonialwarenhandlung, zum Fleiſcher, den Korb am Arm, handelte und ließ ſich ſchimpfen, denn Pfennig um Pfennig verteidigte ſie ihre jammervollen paar Groſchen.

Jeden Monat mußten Wechſel gezahlt werden und andere ausgeſtellt, nur um Zeit zu gewinnen.

Der Mann arbeitete Abends daran, die Geſchäftsbücher eines Kaufmannes zu führen, und Nachts oft fertigte er Abſchriften an für fünf Sous die Seite.

Und dieſes Leben dauerte zehn Jahre.

Nach zehn Jahren hatten ſie alles abgezahlt mit Wucherzinſen und allem.

Jetzt ſah Frau Loiſel wie eine alte Frau aus, ſie war ſtark und hart geworden, grob wie ein armes Weib. Sie war nicht mehr friſiert, ihre Röcke ſaßen unordentlich, ihre Hände waren rot, ſie ſprach laut und ſcheuerte die Fußböden.

Aber manchmal, wenn ihr Mann auf dem Bureau war, ſetzte ſie ſich ans Fenſter und dachte an dieſen

Abend damals, an dieſen Ball, auf dem ſie ſo ſchön geweſen und ſo gefeiert worden.

Was wäre wohl geſchehen, wenn ſie den Schmuck nicht verloren? Wer weiß! Wie ſeltſam veränderlich iſt doch das Leben! Wie wenig iſt nur von Nöten, uns zu ſtürzen, oder zu erheben!

*

Da gewahrte ſie eines Sonntags, als ſie in den Champs Elyſées, um ſich von den Mühen der Woche zu erholen, ſpazieren ging, eine Dame mit einem Kinde an der Hand. Es war Frau Foreſtier, immer noch jung, hübſch, verführeriſch.

Frau Loiſel war ganz erregt, ſollte ſie ſie anreden? Ja gewiß! Und nun, wo ſie alles bezahlt hatten, wollte ſie ihr die Wahrheit ſagen, und ſie trat an ſie heran:

— Guten Tag, Johanna!

Die andere erkannte ſie nicht, ſie war erſtaunt, von dieſer Bürgersfrau ſo angeredet zu werden und ſie ſtammelte:

— Ja, Frau — — ich weiß nicht — — — Sie täuſchen ſich wohl?

— Nein, ich bin Mathilde Loiſel!

Ihre Freundin ſtieß einen Schrei aus:

— Ach, meine arme Mathilde, wie biſt Du aber verändert!

— Ja, ich habe ſchwere Zeiten durchgemacht, ſeit ich Dich nicht geſehen, und viel Elend und zwar Deinetwegen.

— Meinetwegen? Wieſo denn?

— Erinnerſt Du Dich der Diamant-Schnur, die Du mir geborgt haſt, um auf den Ball ins Miniſterium zu gehen?

— Gewiß, und?

— Nun, ich hatte ſie verloren.

— Aber wie iſt denn das möglich, Du haſt ſie mir doch wieder gebracht!

— Ich habe Dir eine andere, ganz gleiche wiedergebracht, und ſeit zehn Jahren zahlen wir daran ab. Du wirſt einſehen, daß das für uns eine furchtbare Laſt geweſen iſt, für uns, die wir nichts hatten. Na, nun iſt's vorbei, und jetzt bin ich glücklich!

Frau Foreſtier war ſtehen geblieben:

— Du ſagſt, Du haſt eine Diamantſchnur gekauft, um meine zu erſetzen?

— Jawohl! Ja, Du wirſt das nicht gemerkt haben, ſie war ganz gleich.

Und ſie lächelte in naivem Stolz.

Aber Frau Foreſtier faßte ſie ganz erſchüttert bei den Händen:

— O Gott, o Gott, meine arme Mathilde, meine Schnur war ja falſch! Sie war höchſtens fünfhundert Franken wert!

Das Glück

Es war die Theeſtunde, ehe die Lampen gebracht wurden. Die Villa hatte den freien Ausblick auf das Meer; die Sonne war untergegangen, und der Himmel ſtrahlte in ihrem letzten Widerſchein roſig, wie von goldenem Duft überhaucht.

Das Meer lag da, ohne Welle, ohne eine Bewegung, glatt, glänzend im Abendrot wie eine gewaltige, polierte Metallplatte.

In der Ferne rechts zeichneten die Berge auf dem blaſſen Purpur des Abendhimmels zackig ihr ſchwarz geändertes Profil ab.

Man ſprach von der Liebe. Man behandelte dieſes alte Thema, man ſagte Dinge, die tauſend Mal ſchon geſagt worden ſind. Die ſanfte Melancholie der Dämmerung ließ die Worte langſamer klingen, über die Seelen kam etwas wie ein Weichwerden, und dieſes Wort Liebe, das immer wieder tönte, ab und zu von der kräftigen Stimme eines Mannes, dann wieder in leichtem Ton aus Frauenmund, ſchien den ganzen kleinen Salon zu erfüllen, herum zu flattern wie ein Vogel, umher zu irren wie ein Geiſt.

Kann man Jahre lang lieben?

Ja, behaupteten die einen, nein, verſetzten die

andern. Man erzählte Fälle, Besonderheiten, führte Beispiele an, und alle Damen wie Herren, erfüllt von heraufsteigenden, verwirrenden Erinnerungen, die sie aber nicht laut werden lassen konnten, schienen bewegt und sprachen von dieser banalen und doch alle beherrschenden Sache, vom zarten, rätselhaften Zusammenklingen zweier Wesen, mit tiefer Erregung und glühendem Interesse.

Aber plötzlich rief jemand, der in die Ferne hinaussah:

— O sehen Sie einmal da drüben, was ist denn das?

Ganz draußen am Horizont tauchte auf dem Meer eine ruhige, unbestimmte graue Masse auf.

Die Frauen waren aufgestanden und blickten hin, ohne dies Wunder zu verstehen, das sie noch nie gesehen hatten. Jemand sagte:

— Das ist Corsica. So erblickt man es zwei oder dreimal im Jahr unter ganz bestimmten, außergewöhnlichen Zuständen der Atmosphäre, wenn die Luft von vollkommener Reinheit ist und keinen Wasserdunst mehr enthält, der uns die Ferne verhüllt.

Man unterschied die Gipfel, es war, als sähe man den Schnee darauf. Alle waren erstaunt, fast erschrocken durch diese plötzliche Erscheinung einer Welt, durch dieses aus dem Meer gestiegene Phantom.

Vielleicht hatten die, die einst wie Columbus hinausgefahren in den unerforschten Ocean, solches Phantom gesehen.

Da sagte ein alter Herr, der bisher noch nicht gesprochen:

— Hören Sie einmal, auf dieſer Inſel, die da aufſteigt, als wolle ſie ſelbſt uns auf das, was wir ſprachen, die Antwort geben und mich an ein ſonderbares Vorkommnis erinnern, auf dieſer Inſel habe ich ein wunderbares Beiſpiel dauernder Liebe gefunden, eines wirklich ſeltenen Glücks. Hören Sie zu:

*

Vor fünf Jahren machte ich eine Reiſe durch Corſica. Dieſe Inſel iſt ein unbekanntes Stück Erde eigentlich uns weiter als Amerika, obgleich man ſie manchmal, wie heute, von Frankreichs Küſte aus ſieht.

Stellen Sie ſich eine noch im Chaos-Zuſtand befindliche Welt vor, ein wahres Ungewitter von Bergen, das enge Thäler durchſchneiden, in denen Waldſtröme brauſen; keine Flächen, nur rieſenhafte Erdwälle mit dichtem Geſtrüpp bewachſen oder mit hohen, gewaltigen Wäldern von Tannen und Kaſtanien.

Es iſt ein jungfräulicher, unkultivierter, ſteriler Boden, obgleich man ab und zu ein Dorf ſieht, wie ein Häufchen Felsblöcke auf einer Bergſpitze. Kein Ackerbau, keine Induſtrie, keine Kunſt. Nirgends ſieht man ein Stück geſchnitztes Holz, oder einen behauenen Stein, eine Erinnerung an den kindlichen oder verfeinerten Geſchmack unſerer Voreltern für ſchöne und liebreizende Dinge. Und was in dieſem herrlichen, wilden Land ebenſo auffällt: eine ererbte Gleichgiltigkeit gegen das Streben nach jenen gewinnenden Formen, die man Kunſt heißt.

Italien, wo jeder Palaſt, voller Meiſterwerke,

ſelbſt ein Meiſterwerk iſt, wo Marmor, Holz, Bronce, Eiſen, jedes Metall und jeder Stein vom Genius der Menſchheit redet, wo die kleinſten Gegenſtände, die es in alten Häuſern giebt, eine liebliche Form haben, iſt für uns alle das heilige Vaterland, das man liebt, weil es uns zeigt und beweiſt: die Betätigung, die Größe, die Macht und den Triumph der ſchöpferiſchen Intelligenz.

Und Corſica ihm gegenüber iſt ganz genau ſo wild geblieben, wie da es eben erſchaffen. Und ſeine Bewohner, in ihren unſchönen Behauſungen, gleichgiltig für alles, was nicht ihre Exiſtenz bedroht, oder Familienzwiſte betrifft. Und mit ihren Fehlern, ihren Eigenſchaften unziviliſierter Raſſen, mit ihrem Haß, ihrer Heftigkeit, ihrer zügelloſen Leidenſchaft, ſind ihnen geblieben die Gaſtfreundſchaft, Großmut, Naivität, mit der ſie dem Vorübergehenden die Thür öffnen und treue Freundſchaft bieten für das geringſte Zeichen von Sympathie.

Alſo ich irrte ſeit einem Monat durch dieſe wundervolle Inſel, mit dem Gefühl, daß ich am Ende der Welt wäre. Keine Wirtshäuſer, keine Kneipen, keine Straßen. Auf ſchmalen Saumpfaden erreicht man dieſe Dörfer, die an den Bergklippen hängen, über den Abgründen thronen, aus denen man Abends fortwährend den dumpfen Ton des Wildbaches aus der Tiefe brauſen hört.

Man klopft an die Thür der Häuſer, man bittet um ein Unterkommen für die Nacht und etwas zu eſſen bis zum nächſten Tag. Und man ſetzt ſich an

den einfachen Tisch und schläft unter dem bescheidenen Dach, und Morgens drückt man die Hand, die der Wirt einem entgegenstreckt, der einen bis zur Dorfgrenze führt.

Da erreichte ich eines Abends nach zehnstündigem Marsch ein kleines Haus, das in der Tiefe eines Thales ganz verlassen lag, eines Thales, das eine Stunde weiter ins Meer abfiel. Die beiden schroffen Berghänge, mit Gestrüpp und Unterholz, mit abgestürzten Felstrümmern und großen Bäumen bedeckt, umschlossen wie zwei finstere Mauern diesen entsetzlichen traurigen Thaleinschnitt.

Um das Haus lagen ein paar Weinberge, ein kleiner Garten, und weiterhin standen ein paar große Kastanienbäume. Kurz alles, was zum Leben nötig schien, ein Vermögen in diesem armen Land.

Die Frau, die mich empfing, war alt, arm, aber ausnahmsweise reinlich. Der Mann saß auf einem Strohstuhl, erhob sich, mich zu begrüßen, und dann setzte er sich wieder nieder, ohne ein Wort zu sagen.

Seine Gefährtin meinte:

— Entschuldigen Sie ihn, er ist ganz taub, er ist es vor zwei Jahren geworden.

Sie sprach französisch, wie eine Französin, und ich war erstaunt. Ich fragte:

— Sie sind doch nicht aus Corsica?

Sie antwortete:

— Nein, wir sind vom Kontinent, aber wir wohnen jetzt schon fünfzig Jahre hier.

Ein bedrückendes, ängstliches Gefühl packte mich

bei dem Gedanken, daß dieſe fünfzig Jahre in dieſem dunklen Loch vorübergegangen ſeien, ſo weit von den Stätten der Menſchen.

Ein alter Schäfer kam heim, und man ſetzte ſich, um das einzige Gericht zu eſſen, eine dicke Suppe, in der Kartoffeln, Speck und Kohl zuſammengekocht waren.

Als die kurze Mahlzeit beendet war, ſetzte ich mich vor die Thür, ganz traurig durch die Melancholie der einſamen Landſchaft, und es überfiel mich eine niedergeſchlagene Stimmung, wie manchmal den Reiſenden an ſtillen Abenden. Es iſt, als ob alles zu Ende ginge, das Daſein und das Weltall.

Man wird ſich plötzlich klar über den furchtbaren Jammer des Lebens, die Einſamkeit, in der wir alle unſer Daſein verbringen, die Nichtigkeit der Dinge, über die ſchwarze Öde unſres Herzens, das ſich ſelbſt in trügeriſche Träume wiegt, bis zum Tode.

Die alte Frau kam zu mir und fragte, denn ſie quälte jene Neugierde, die im Grunde auch in der reſignierteſten Seele lebt:

— Alſo Sie kommen aus Frankreich?

— Ja, ich reiſe zu meinem Vergnügen!

— Sind Sie vielleicht aus Paris?

— Nein, ich bin aus Nancy!

Es war mir, als bewegte ſie etwas außerordentlich. Wie ich darauf kam, kann ich nicht ſagen. Sie antwortete gedehnt:

— So, Sie ſind aus Nancy?

Der Mann erſchien unter der Thür. Sie ſagte:

— Es thut nichts, er hört es nicht.

Dann nach ein paar Sekunden:

— Da kennen Sie wohl Leute in Nancy?

— Nun gewiß, beinahe alle!

— Kennen Sie die Familie von Sainte-Allaize?

— O ja, sehr gut, das waren Freunde meines Vaters.

— Bitte, wie heißen Sie?

Ich nannte meinen Namen. Sie sah mich groß an, dann sagte sie mit jener dumpfen Stimme, wie wenn Erinnerungen in uns aufsteigen:

— Ja, ja, ich weiß. Und — — und — — was ist denn aus den Briesemare geworden?

— Die sind alle tot!

— Ach! Und kannten Sie die Sirmont?

— Gewiß, der letzte ist General!

Da sagte sie zitternd vor Erregung in irgend einem unbestimmten, mächtigen, heiligen Gefühl aus einem, ich weiß nicht welchem, Bedürfnis heraus, zu gestehen, alles zu sagen, von Dingen zu sprechen, die sie bisher im Innersten ihres Herzens bewahrt, und von jenen Leuten, deren Name in ihrer Seele nachzitterte:

— Ja, Henri von Sirmont, ich weiß wohl, das ist mein Bruder.

Und ich blickte sie ganz erstarrt vor Staunen an, aber plötzlich kam mir die Erinnerung.

Es hatte einmal vor langen Jahren unter dem lothringischen Adel einen riesigen Skandal gegeben. Ein junges Mädchen, schön und reich, Susanne von

Sirmont, war von einem Unteroffizier des Husaren-Regiments, das ihr Vater befehligte, entführt worden.

Er war ein schöner Kerl, ein Bauernsohn, dem die blaue Attila gut stand. Dieser Soldat hatte die Tochter des Obersten in Banden geschlagen. Sie hatte ihn gesehen, war auf ihn aufmerksam geworden und hatte sich in ihn verliebt, als sie ihm mit der Eskadron vorüberreiten sah.

Aber wie mochte sie mit ihm gesprochen haben? Wie hatte sie sich mit ihm verständigen können? Wie hatte sie gewagt, ihm begreiflich zu machen, daß sie ihn lieb hätte? Das erfuhr man nie!

Man hatte nichts geahnt, nichts erraten. Eines Abends, als der Soldat mit seiner Dienstzeit fertig war, war sie mit ihm verschwunden. Man suchte sie, man fand sie nicht. Nie wieder hörte man etwas von ihnen, und man meinte, sie müßten tot sein.

Und in diesem entlegenen Thal fand ich sie wieder!

Da sagte ich meinerseits:

— Ja, ja, ich erinnere mich sehr wohl, Sie sind Fräulein Susanne!

Sie nickte, Thränen entströmten ihren Augen, dann deutete sie auf den unbeweglich an der Schwelle seines Hauses sitzenden Greis und sagte:

— Das ist er!

Und ich begriff, daß sie ihn immer noch liebte und immer noch mit treuen Augen ansah.

Ich fragte:

— Sind Sie wenigstens glücklich gewesen?

Sie antwortete mit einem Ton, der von Herzen kam:

— O sehr glücklich, er hat mich zu glücklich gemacht, ich habe niemals Reue gefühlt!

Ich betrachtete sie traurig, erstaunt, ergriffen von der Gewalt der Liebe. Dieses reiche Mädchen war mit diesem Mann, diesem Bauernjungen gegangen, sie war selbst eine Bäuerin geworden, sie hatte sich ihr Leben ohne Reiz, ohne Luxus, ohne irgend welche Feinheiten eingerichtet.

Sie hatte die einfachsten Lebensgewohnheiten angenommen, und sie liebte ihn noch! Sie war eine Bauersfrau geworden in Mütze und Leinenrock, sie aß aus irdener Schüssel von einem Holztisch auf einem Strohstuhl sitzend, Kohlsuppe mit Kartoffeln und Speck, und auf einem Strohsack lag sie an seiner Seite.

Sie hatte niemals an etwas anderes gedacht, als an ihn; sie hatte nicht Schmuck, Stoffe, Eleganz, weiche Stühle, mollige, parfümierte, stoffbespannte Zimmer, noch ein weiches Bett, ihren Körper zur Ruhe hinein zu legen.

Sie hatte dem Leben Valet gesagt, ganz jung, der Welt und denen, die sie auferzogen und geliebt hatten. Sie war ganz allein mit ihm in dieses wilde Thal gekommen, er war alles für sie gewesen, alles, was man ersehnt, was man träumt, was man unausgesetzt erwartet, alles, was man ewig hofft. Er hatte ihr Leben mit Glück erfüllt vom ersten Tage bis zum letzten. Glücklicher hätte sie nie sein können.

Und die ganze Nacht hindurch, indem ich auf das rauhe Schnarchen des alten Soldaten hörte, der auf seinem Strohsack neben der ruhte, die ihm so weit

hin gefolgt war, dachte ich an dieſes ſeltſame und eigentümliche Erlebnis, an dieſes große Glück eines ſo kleinen Daſeins.

Und als die Sonne aufging, ging ich davon, nachdem ich den beiden alten Ehegatten die Hand gedrückt.

*

Der Erzähler ſchwieg. Eine Dame ſagte:

— Immerhin, ihr Inneres war zu klein, ihre Bedürfniſſe zu primitiv, ſie ſtellte zu geringe Anforderungen, ſie muß etwas thöricht geweſen ſein.

Ein anderer meinte langſam:

— Was thut das, ſie war glücklich!

Und dort in der Ferne am Horizont ſank Corſica in die Nacht, tauchte langſam wieder in das Meer zurück, und ſein gewaltiger Schatten löſchte aus, der aufgetaucht war, als ſollte er ſelbſt die Geſchichte dieſer zwei demütig Liebenden erzählen, die Schutz gefunden an ſeiner Küſte.

Der Alte

Eine milde Herbſtſonne ſchien in den Hof, über die großen Buchen an den Gräben. Unter dem von den Kühen abgefreſſenen Raſen war die Erde von kürzlich niedergegangenem Regen noch weich, ſodaß man einſank und es dabei quatſchte. Und die beladenen Apfelbäume ließen ihre mattgrünen Früchte in das dunkle Grün des Raſens fallen.

Vier junge Färſen weideten angepflöckt und brüllten ab und zu das Haus an.

Auf dem Miſt vor dem Stall wimmelten buntfarbige Hühner, kratzten, ſcharrten, gackerten, während die beiden Hähne unausgeſetzt krähten und Würmer für ihre Hühner ſuchten, die ſie mit lebhaften Tönen anlockten.

Die Pforte des Holzgitters öffnete ſich, ein Mann trat ein, gegen vierzig Jahre alt, der aber ausſah wie ſechzig. Er ging mit langen Schritten hin, ſchwer tretend in den großen, mit Stroh vollgeſtopften Holzſchuhen. Seine zu langen Arme hingen zu beiden Seiten des Leibes herab.

Als er an den Hof kam, begann ein gelber Köter, der zu Füßen eines rieſigen Birnbaumes neben einem Faß, das ihm als Hundehütte diente, lag, mit dem Schwanz zu wedeln und vor Freude zu kläffen.

Der Mann schrie:

— Ruhig Finot!

Der Hund schwieg. Eine Bauersfrau trat aus dem Haus, ihr breiter, platter, knochiger Leib zeichnete sich unter dem Wollkleide ab, das eng um die Taille saß. Bis zur Hälfte der Beine fiel ein grauer zu kurzer Rock herab, sie trug blaue Strümpfe und auch schwere Schuhe voll Stroh.

Eine weiße, gilblich gewordene Mütze verdeckte ihr weniges Haar, das an den Kopf geklebt war, und ihr starkes, häßliches, braunes Gesicht hatte jenen wilden gemeinen Ausdruck, wie oft bei Bauern.

Der Mann fragte:

— Wie geht's ihm denne?

Die Frau antwortete:

— Der Herr Pfarrer meent, 's is Matthäi am letzten, die Nacht erlebt er nich!

Sie traten beide ins Haus. Nachdem sie die Küche durchschritten, kamen sie in ein niedriges, schwarzes Zimmer, das durch ein kleines mit einem normännischen Stoffvorhang verhülltes Fenster kaum erhellt war.

Die großen Balken an der Decke, die die Zeit gebogen, geschwärzt und verräuchert hatte, zogen sich hier und da durch den Raum und trugen die dünne Decke des Speichers, in dem Tag und Nacht ganze Herden von Ratten hin und her schossen.

Der unebene Küchenboden erschien fettig, und in der Tiefe des Zimmers zeichnete sich das Bett als hellerer Fleck ab.

Ein regelmäßiges, rauhes Geräuſch, ein hartes, raſſelndes, pfeifendes Atmen, wie das Gurgeln des Waſſers aus einer zerbrochenen Pumpe kam aus der dunklen Lagerecke heraus, in der ein Greis im Sterben lag: Der Vater der Bäuerin.

Der Mann und die Frau näherten ſich ihm und blickten den Sterbenden mit ihren reſignierten, ruhigen Augen an. Der Schwiegerſohn ſagte:

— Na nu is es aber alle, die Nacht erlebt er nich!

Die Bäuerin ſagte:

— Seit Mittag röchelt 'r ſchon ſo!

Dann ſchwieg ſie. Der Vater hatte die Augen geſchloſſen, ſein Geſicht war alt, fahl, ſo trocken, als wäre es aus Holz geſchnitzt. Sein halb offener Mund ließ nur keuchend den Atem durch, und bei jedem Atemzug hob ſich die graue Leinwand auf der Bruſt. Der Schwiegerſohn ſagte endlich nach langem Schweigen:

— Da können mir nu Schicht machen, aber dumm iſt es, auf dem Felde giebt's genug zu thun!

Seine Frau wurde unruhig bei dem Gedanken, ſie dachte einen Augenblick nach, dann ſagte ſie:

— Na da er nu hin wird, können wir'n Sonnabend begraben. Morgen kannſte noch genug ſchuften.

Der Bauer dachte nach und antwortete:

— Nu nee, morgen muß ich zum Begräbnis einladen, fünf, ſechs Stunden brauche ich ſicher, um ſe alle von Trouville bis Manetot einzuladen.

Zwei bis drei Minuten dachte die Frau wieder nach, dann meinte ſie:

— 's is noch nich drei, da kannste immer anfangen und 's auf der Seite von Trouville allen sagen. Kannst ruhig sagen, daß er weg is, das dauert doch nich bis morgen früh.

Der Mann blieb einen Augenblick still, überlegte die Sache und verfolgte diesen Gedanken; endlich erklärte er:

— Nu ja, ich will mal immer gehen!

Er ging hinaus, kam wieder und meinte nach kurzem Zögern:

— Du hast nischt zu thun, Du kannst die Äppel zum kochen schälen, und vier Dutzend von der geringeren Sorte kannst De machen zum Leichenschmaus, und dann wirschte den Backofen gleich anstecken.

Er verließ das Zimmer, ging in die Küche, öffnete den Küchenschrank, nahm ein Sechs-Pfundbrot, schnitt sich ein Stück ab, las mit der Hand die Brosamen, die auf den Tisch gefallen waren, auf und steckte sie in den Mund, daß nur ja nichts verloren ginge. Dann nahm er mit der Spitze eines Messers ein Stück gesalzener Butter aus einem braunen, irdenen Topf, strich es auf das Brot und begann es langsam zu essen, langsam, wie er alles that.

Er ging durch den Hof zurück, beruhigte den Hund, der wieder heulte, ging den Weg hin am Graben und entfernte sich nach Trouville zu.

*

Die Frau machte sich, als sie allein geblieben war, sofort an die Arbeit. Deckte den Mehlkasten auf,

dann machte sie den Teig zurecht, knetete ihn lange, drehte und drehte ihn herum, zerstückelte ihn und preßte ihn wieder zusammen. Darauf machte sie eine große gelb-weiße Kugel, die sie auf der Tischecke liegen ließ. Dann pflückte sie Äpfel, und um mit dem langen Stecken keine Zweige abzubrechen, stieg sie hinauf in den Baum, sorgfältig wählte sie die Früchte aus, um nur die überreifen zu nehmen und ließ sie in die Schürze fallen.

Am Weg rief eine Stimme:

— He, Frau Chicot!

Sie wandte sich um, es war ihr Nachbar, der Ortsvorstand Osimus Favet, der auf sein Feld zum Düngen fuhr, mit herabhängenden Beinen auf dem Mistwagen sitzend. Sie drehte sich um und antwortete:

— Nu Herr Vorstand, was wollen Se denne?

— Wie stehts denn mit 'n Alten?

Sie rief:

— s' is beinahe aus, Sonnabend um sieben Uhr ist's Essen, denn die Feldarbeit drängt!

Der Nachbar antwortete:

— Schön, viel Glück, lassen Sie sichs gut gehen!

Sie antwortete auf seine Artigkeit:

— Danke ooch, gleichfalls!

Dann pflückte sie ihre Äpfel weiter. Sobald sie wieder im Haus war, sah sie nach ihrem Vater, in der Erwartung, er würde gestorben sein. Aber an der Thür schon hörte sie das laute, gleichmäßige, rasselnde Atmen, und nun meinte sie, daß es nicht

nötig sei, bis an das Bett zu gehen, und begann, um keine Zeit zu verlieren, das Essen vorzubereiten.

Eine nach der andern wickelte sie die Früchte in eine dünne Teigdecke, dann legte sie sie der Reihe nach auf den Tisch. Als sie achtundvierzig Kugeln gemacht, je ein Dutzend in einer Reihe, dachte sie daran, das Abendessen zu bereiten.

Sie setzte den Kochtopf auf's Feuer, um die Kartoffeln zu kochen, denn sie hatte sich überlegt, daß es unnütz sei, schon heute den Backofen anzustecken; sie hatte ja noch morgen den ganzen Tag vor sich zu all den Vorbereitungen.

Ihr Mann kehrte um fünf Uhr zurück, und sobald er eingetreten war, fragte er:

— Ist's aus?

Sie antwortete:

— Noch nich, es rasselt noch!

Sie sahen nach, in dem Zustand des Alten hatte sich nichts verändert. Sein rauher, regelmäßig wie ein Pendel gehender Atem war weder schneller noch langsamer geworden. Er kam und ging, Sekunde auf Sekunde, nur verschieden im Ton, je nachdem der Sterbende ein- oder ausatmete.

Sein Schwiegersohn blickte ihn an, dann sagte er:

— Der löscht aus, ohne daß man's weeß, wie son Licht!

Sie gingen wieder in die Küche und begannen schweigend die Abendmahlzeit. Nachdem sie die Suppe geschlürft, aßen sie noch ein Stück Butterkuchen, dann

wuſchen ſie die Teller und kehrten in das Zimmer des Sterbenden zurück.

Die Frau hielt eine kleine ſchwelende Lampe dem Vater vor's Geſicht; hätte er nicht geatmet, man hätte ihn für tot halten können.

Das Bett der beiden Bauersleute lag am anderen Ende des Zimmers in einer Art Niſche. Ohne ein Wort zu ſagen, löſchten ſie das Licht, legten ſich ins Bett, ſchloſſen die Augen, und bald begleitete ein doppeltes, ungleiches Schnarchen, ein tieferes und ein höheres, das unausgeſetzte Röcheln des Sterbenden.

Die Ratten huſchten über den Speicher.

*

Sobald der Tag anbrach, wachte der Mann auf.

Der Schwiegervater lebte noch immer!

Er ſchüttelte ſeine Frau, unruhig über das lange Leben des Alten.

— Sag mal Du, Phemie, das will nich alle werden, was meenſte denne?

Er wußte, ſie hatte immer guten Rat bei der Hand. Sie antwortete:

— Nu, den Tag überlebt er doch nich, das iſt mal ſicher! Mir brauchen keene Angſt zu haben. Wenn der Vorſtand niſcht dagegen hat, kann man ihn doch morgen begraben. Beim alten Renard war's ooch nich anders.

Das leuchtete ihm ein, und er ging auf's Feld.

Seine Frau ſetzte die Äpfel zum ſchmoren auf, dann beſorgte ſie alle Arbeit auf dem Hof.

Mittags war der Alte immer noch nicht gestorben!

Die Tagelöhner, die für die Feldarbeit gemietet waren, kamen nun gruppenweise, um sich den Alten anzusehen, der noch immer die Erde nicht verlassen wollte. Jeder sagte etwas, dann gingen sie auf's Feld hinaus.

Als man um sechs Uhr heimkehrte, atmete der Alte noch immer!

Nun erschrak sein Schwiegersohn doch:

— Phemie, was meenste denn jetzt?

Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie gingen zum Vorstand. Der versprach, er wollte ein Auge zudrücken und trotzdem das Begräbnis morgen erlauben. Der Arzt, zu dem sie dann gingen, hatte auch nichts dagegen, und Frau und Mann kehrten ruhig heim.

Sie legten sich zu Bett und schliefen wie am Tage vorher, indem ihr starker Atem sich mit dem schwachen des Alten mischte.

Als sie erwachten, war er noch immer nicht tot!

*

Nun waren sie ganz verzweifelt. Am Fußende des Bettes blieben sie stehen und betrachteten mißtrauisch den Alten, als hätte er sich über sie lustig machen, sie betrügen, sie gradezu ärgern wollen. Vor allen Dingen waren sie ihm gram wegen der Zeit, die er sie verlieren ließ.

Der Schwiegersohn fragte:

— Nu, was soll denn nu werden?

Sie wußte sich keinen Rat und antwortete:

— Fatal iſt's!

Man konnte ja jetzt die Eingeladenen, die bald kommen mußten, nicht wieder ausladen. Man entſchloß ſich alſo, zu warten und ihnen die Sache auseinander zu ſetzen.

Zehn Minuten vor zehn erſchienen die erſten, die Frauen in ſchwarz mit langen Schleiern und trauriger Miene; die Männer etwas verlegen in ihren Tuchjacken, näherten ſich freier zu zweit neben einander und ſprachen von Geſchäften.

Der Bauer und ſeine Frau empfingen ſie ganz verſtört und verzweifelt, und beide begannen plötzlich im gleichen Moment, als ſie an die erſten herankamen, zu weinen. Sie erzählten, was da vor ſich ging, ihre große Verlegenheit, boten Stühle an und entſchuldigten ſich. Sie ſetzten auseinander, jeder andere hätte es genau ſo gehalten, wie ſie, redeten endlos und wurden plötzlich ganz ſchwatzhaft, um nur niemand zu Wort kommen zu laſſen.

Sie gingen von einem zum andern:

— Das hätte doch keiner gedacht, der hat eene Lebenskraft, das gloobt niemand!

Die Gäſte waren ein wenig erſtaunt und verlegen, wie Leute, denen eine erwartete Feſtlichkeit entgeht, und ſie wußten nicht, was ſie thun ſollten. Sie blieben ſitzen, oder ſtanden herum, ein paar wollten wieder fortgehen, aber der Bauer hielt ſie zurück:

— Na ä Stickel Brot werden mer doch eſſen, mir hatten Äppelklöße gemacht, die müſſen nu doch gegeſſen werden!

Die Gesichter hellten sich bei dieser Aussicht auf, man begann leise zu sprechen. Allmählich füllte sich der Hof mit Leuten; die, die zuerst da waren, erzählten die Geschichte den neuen Ankömmlingen, man tuschelte, der Gedanke an die Äpfelklöße aber erfüllte alle mit Freude.

Die Frauen kamen herein, um sich den Sterbenden anzusehen, sie bekreuzten sich am Bett, stammelten ein Gebet und gingen wieder hinaus. Die Männer waren weniger auf dieses Schauspiel erpicht und warfen nur einen Blick durch das Fenster, das offen stand. Frau Chicot erzählte von dem Todeskampf:

— Zwee Tage ist er nu schon so, nich mehr und nich weniger. Nich lauter geht's und nich schwächer. 's is, wie eene Pumpe, die kee Wasser hat.

*

Als alle den Sterbenden gesehen hatten, dachte man an das Essen, und da es zu viele Menschen waren, als daß sie alle in der Küche Platz gehabt hätten, setzte man den Tisch vor die Thür, die vier Dutzend goldenen appetitlichen Äpfel zogen die Blicke auf sich.

Sie standen auf zwei großen Schüsseln, jeder streckte den Arm aus, um schnell einen zu nehmen, in der Furcht, es könnte nicht genug geben; aber es blieben noch vier übrig.

Der Bauer meinte, indem er mit vollem Munde kaute:

— Ach, wenn der Vater uns hier essen sähe, dem käm's schwer an, der aß sie vor sein Leben gern.

Ein alter, jovialer Bauer erklärte:

— Na, der ißt nu keene mehr, jeder kommt mal dran!

Dieſe Äußerung, ſtatt die Gäſte traurig zu ſtimmen, ſchien ſie nur zu erfreuen, ſie waren froh, daß ſie dran waren, die Klöße zu eſſen.

Frau Chicot war außer ſich über die Ausgabe, ſie lief unausgeſetzt an das Apfelweinfaß, die Gläſer leerten ſich immerfort.

Jetzt lachten ſie alle, man redete immer lauter und begann bald zu ſchreien, wie bei allen Mahlzeiten.

Plötzlich erſchien eine alte Bäuerin, die beim Sterbenden geblieben war, in der entſetzlichen Angſt vor dieſem Ende, das ihr bald ſelbſt bevorſtand, am Fenſter und rief laut und gellend:

— Er iſt weg! Er iſt weg!

Alle ſchwiegen, die Frauen erhoben ſich ſchnell, um ihn zu ſehen. In der That, er war tot. Das Röcheln hatte aufgehört.

Die Männer blickten ſich an, ſchlugen die Augen nieder, ihnen war doch unwohl zu Mut, ſie hatten noch ihr Eſſen im Mund. Der Kerl hatte den Moment wirklich ſchlecht abgepaßt.

Die Chicot's weinten jetzt nicht mehr, es war aus, jetzt waren ſie ruhig, und ſie ſagten:

— Na, das haben wir doch gleich gewußt, lange konnte es nich dauern. Wenn er ſich nur die Nacht 'n bißchen gerappelt hätte, hätten wir nich all die Unannehmlichkeiten gehabt!

Ach was, nun war es aus; Montag würde

er begraben werden, und bei der Gelegenheit aß man eben noch mal Äpfelklöße.

Die Gäste gingen davon, schwatzten über die Sache, ganz glücklich, ganz zufrieden, daß sie das erlebt und was zu essen gekriegt hatten.

Und als Mann und Frau allein sich gegenüberstanden, sagte sie mit vor Entsetzen verzerrtem Gesicht:

— Nu müssen mir nochmal vier Dutzend machen, er hätte sich weeß Gott die Nacht dazuhalten können!

Und der Mann antwortete etwas resignierter:

— Jeden Tag könnten mir uns das nich leisten!

Ein Feigling

Northwestern
University
Library

Er hieß allgemein in der Gesellschaft der schöne Signoles. Sein Name war Vicomte Gontran Josef de Signoles. Ohne Eltern und im Besitz eines genügenden Vermögens, spielte er eine Rolle, wie man zu sagen pflegt.

Er hatte gute Manieren, ein angenehmes Äußere und wußte sich leicht auszudrücken, so daß man glaubte, er wäre ein gescheiter Kerl; er besaß eine gewisse natürliche Gracie und den Schein von Vornehmheit — Stolz, einen schönen Schnurrbart und ein schmachtendes Auge, Dinge, die den Weibern gefallen.

In den Salons war er gern gesehen, ein gesuchter Tänzer, und den Männern flößte er jene Scheu ein, die man Leuten gegenüber empfindet mit einem besonders energischen Aussehen.

Ein paar Liebschaften wurden ihm nachgesagt, die ihm einen gewissen Junggesellen-Ruf einbrachten; er lebte fröhlich, ruhig dahin im völligen Gleichgewicht. Man wußte, daß er ein guter Fechter war und noch besser Pistole schoß.

— Wenn ich einmal ein Duell kriegen sollte — pflegte er zu sagen, — würde ich Schußwaffen wählen, denn ich bin meines Schusses sicher.

Eines Abends hatte er zwei junge Frauen seiner Bekanntschaft, die übrigens in Gesellschaft ihrer Männer waren, ins Theater begleitet und bot ihnen nachher ein Eis bei Tortoni an.

Sie waren schon einige Minuten da, da sahen sie einen Herrn an einem der Nebentische, der unausgesetzt die eine seiner Nachbarinnen anstarrte. Sie schien das zu stören, sie wurde unruhig und senkte den Kopf. Endlich sagte sie zu ihrem Mann:

— Sieh doch einmal, wie der mich anguckt, ich kenne ihn nicht, kennst Du ihn:

Der Mann, der nichts davon bemerkt, blickte hin und erklärte:

— Ich kenne ihn nicht!

Da sagte die junge Frau halb lachend, halb ärgerlich:

— Das ist furchtbar gênant, der Mensch verdirbt mir mein Eis.

Ihr Mann zuckte mit den Achseln:

— Ach thu nicht desgleichen. Wenn man sich über jeden Flegel aufhalten wollte, hätte man viel zu thun.

Aber der Vicomte war plötzlich aufgestanden. Er durfte es nicht dulden, daß der Fremde einen Aufenthalt verleidete, zu dem er geladen. Er fühlte sich gekränkt, denn seinetwegen und auf seine Veranlassung waren seine Freunde hierher gekommen, es war also seine Sache.

Er ging auf den Herrn zu und sagte:

— Sie starren diese Dame in einer Art an, die

ich nicht dulden kann. Darf ich Sie bitten, dies bleiben zu laſſen!

Der andere antwortete:

— Laſſen Sie mich gefälligſt in Frieden!

Der Vicomte erklärte, indem er die Zähne aufeinanderpreßte:

— Nehmen Sie ſich in Acht, ſonſt ſollen Sie mal ſehen, was paſſiert.

Der Herr erwiderte nur ein Wort, ein Schimpfwort, das von einem Ende bis zum andern durch das Café klang, ſodaß wie in einer automatiſchen Bewegung alle Köpfe zuſammenfuhren. Wer dem Sprecher den Rücken gedreht hatte, wandte ſich herum, alle anderen blickten auf; drei Kellner drehten ſich auf dem Abſatz herum wie Kreiſel, die beiden Buffettdamen ſchnellten in die Höhe und lehnten ſich weit vor, als ob ſie zwei Automaten wären, die auf einen Druck gehorchten.

Allgemeines Stillſchweigen trat ein, dann ſchallte plötzlich ein kurzer Ton durch das Café, der Vicomte hatte ſeinem Gegner eine Ohrfeige gegeben.

Alles erhob ſich, um ſich dazwiſchen zu werfen. Karten wurden ausgetauſcht.

*

Als der Vicomte heimgefahren war, durchmaß er ein paar Minuten ſein Zimmer, er war zu erregt, um nachzudenken, ein einziger Gedanke nur blieb ihm: ein Duell! Ohne daß dieſe Idee ihn beſonders bewegt hätte.

Er hatte gethan was er thun mußte, er hatte

ſich benommen wie es ſich gehörte. Man würde davon reden und ſein Benehmen billigen. Und er ſagte ganz laut, wie man es in großer Erregung thut:

— So ein Lümmel, dieſer Kerl!

Dann ſetzte er ſich und dachte nach. Er mußte am Morgen ſofort Zeugen ſuchen. Wen? Er durchſuchte in Gedanken die Vornehmſten ſeiner Bekannten, endlich wählte er den Marquis de la Tour-Noire und Oberſt Bourdin, einen Vertreter des hohen Adels und einen Offizier, das paßte ausgezeichnet.

Ihre Namen würden in der Zeitung ſtehen.

Da fühlte er, daß er Durſt hatte, und kurz hintereinander trank er drei Gläſer Waſſer; dann lief er wieder auf und ab und fühlte ſich voll Energie.

Wenn er ſich unerbittlich zeigte, zu allem bereit, außerordentlich ſtrenge gefährliche Bedingungen ſtellte, indem er auf einem ernſten, ſehr ernſten, fürchterlichen Duell beſtand, würde ſein Gegner wahrſcheinlich zurückſchrecken und ſich entſchuldigen.

Er nahm die Karte, die er aus der Taſche gezogen und die er auf den Tiſch geworfen hatte und las ſie noch einmal, wie er ſie ſchon im Café mit einem Blick überflogen und dann wieder im Wagen beim Schein jeder vorüberhuſchenden Laterne.

„George Lamil 51 rue Moncey," nichts weiter. Er betrachtete dieſe zuſammengeſtellten Buchſtaben, die ihm wie ein Rätſel ſchienen voll verborgenen Sinns. George Lamil, wer war das? Was trieb er? Warum hatte er die Dame ſo angeſtarrt?

War es nicht eigentlich empörend, daß ein

Fremder, ein Unbekannter, in unſer Leben ſo eindringt, ſo plötzlich, nur weil es ihm gefällt, eine Frau unverſchämt anzuſtarren? Der Vicomte ſagte noch einmal laut:

— So ein Lümmel!

Dann blieb er unbeweglich ſtehen, tief in Gedanken, immer den Blick auf der Karte. Eine Wut ſtieg in ihm auf gegen dieſes Stück Papier, ein Zorn, in dem ſich ein ſeltſames, unbehagliches Gefühl miſchte.

Die Geſchichte war doch zu dumm! Er nahm ein Federmeſſer, das aufgeklappt dalag und durchſpießte damit den gegneriſchen Namen, als ob er jemanden erdolchte.

Er mußte ſich alſo ſchlagen. Sollte er Degen oder Piſtolen wählen? Er, denn er hielt ſich für den Beleidigten. Mit dem Degen riskierte er weniger, aber die Piſtolen würden wohl eher ſeinen Gegner zum Rückzug veranlaſſen. Ein Degenduell iſt ſelten tötlich, bei der gegenſeitigen Vorſicht der Duellanten, ſich nicht zu ſehr einander zu nähern, daß die Spitze etwa zu tief eindringt.

Bei einem Piſtolen-Duell wagte er ſein Leben, aber er konnte ſich ebenſogut mit allen Ehren aus der Sache ziehen, ohne daß ein Zuſammenſtoß wirklich ſtattfand.

Er ſagte vor ſich hin:

— Man muß nur forſch auftreten, der Kerl wird ſchon Angſt haben!

Er zitterte beim Ton ſeiner Stimme und blickte ſich um. Er war ſehr nervös. Er trank noch ein

Glas Waſſer, dann fing er an, ſich auszukleiden und zu Bett zu gehen. Sobald er im Bett lag, blies er das Licht aus und ſchloß die Augen. Er dachte:

— Ich kann mich morgen den ganzen Tag über mit der Sache beſchäftigen, erſt muß ich nur mal ſchlafen, um ruhig zu ſein.

Es ward ihm heiß unter der Decke, und er konnte nicht einſchlafen. Er wälzte ſich hin und her, blieb mal fünf Minuten auf dem Rücken liegen, lag dann auf der linken Seite und ſchließlich rechts. Er hatte immer noch Durſt. Er ſtand auf, um noch einmal zu trinken. Da packte ihn die Unruhe:

— Habe ich etwa Angſt?

Warum klopfte ſein Herz wie verrückt bei den kleinſten Geräuſchen in ſeinem Zimmer, die er doch kannte? Wenn die Uhr ſchlug, fuhr er in die Höhe bei dem Schnarren der Feder, und war ſo erſchrocken, daß er ein paar Sekunden den Mund offen halten mußte um Atem zu holen. Er überlegte bei ſich ſelbſt die Möglichkeit:

— Sollte ich wirklich Angſt haben?

Nein, er konnte nicht Angſt haben, er war ja entſchloſſen, die Sache bis zum Äußerſten zu treiben, da er doch ebenſo feſt entſchloſſen war, ſich zu ſchlagen und nicht zu zittern.

Aber er fühlte ſich ſo erregt, daß er ſich fragte:

— Kann man wohl gegen ſeinen Willen Angſt haben?

Zweifel, Unruhe, Entſetzen packten ihn:

Wenn nun eine ſtärkere Gewalt, als ſein Wille,

etwas Unwiderſtehliches ihn niederzwang, was ſollte dann geſchehen? Ja, was ſollte geſchehen?

Nun, auf den Kampfplatz, da er einmal wollte, würde er ſchon gehen. Aber, wenn er nun zitterte, wenn er die Beſinnung verlor? Und er überlegte ſich die Sache, er dachte an ſeinen Ruf, ſeine Stellung, ſeinen Namen.

Ein ſeltſames Bedürfnis faßte ihn, plötzlich aufzuſtehen und ſich im Spiegel zu betrachten. Er machte Licht, und als er in dem blanken Glaſe ſein Geſicht ſah, erkannte er ſich kaum wieder. Es war ihm, als hätte er ſich nie geſehen.

Seine Augen ſchienen matt, er war blaß, ja ja er war blaß, ſehr blaß. Er blieb vor dem Spiegel ſtehen und ſtreckte ſich die Zunge heraus, als wollte er ſeinen Geſundheitszuſtand feſtſtellen, und plötzlich ſchoß ihm ein Gedanke pfeilſchnell durch den Kopf:

— Übermorgen um dieſe Zeit bin ich vielleicht tot!

Und wieder begann ſein Herz fürchterlich zu ſchlagen:

— Übermorgen um dieſe Stunde bin ich vielleicht tot! Dieſer Menſch, den ich hier mir gegenüberſehe, den ich hier in dieſem Spiegel erblicke, iſt dann nicht mehr. Wie iſt das möglich? Hier bin ich, ich ſehe mich an, ich fühle meine Lippen, und in wenigen Stunden ſoll ich in dieſem Bett liegen, tot, mit geſchloſſenen Augen, kalt, leblos?

Er drehte ſich zu ſeinem Lager um und ſah ſich ſelbſt ganz genau in den Kiſſen, die er eben verlaſſen.

Er hatte jenes eingefallene Geſicht der Toten und jene ſtarren Hände, die ſich nicht mehr bewegen.

Da bekam er Angſt vor ſeinem Bett, und um es nicht mehr zu ſehen, ging er in das Wohnzimmer. Mechaniſch nahm er eine Cigarre, ſteckte ſie an und begann wieder auf und niederzuſchreiten.

Er fror. Er ging zur elektriſchen Klingel, um ſeinen Diener zu wecken, aber er blieb ſtehen mit erhobener Hand:

— Der Menſch wird merken, daß ich Angſt habe!

Er klingelte nicht, ſondern machte ſelbſt Feuer. Seine Hände zitterten ein wenig nervös, als ſie die Gegenſtände berührten, die Gedanken irrten ihm ab, ſie verwirrten ſich, flohen ſchmerzlich und jäh. Eine Art Rauſch kam über ihn, als wenn er getrunken hätte.

Und immerfort fragte er ſich:

— Was wird denn nur werden? Was wird denn nur werden?

Sein ganzer Körper ſchlotterte, ein Zittern lief über ſeine Glieder; er ſtand auf, ging ans Fenſter und ſchlug die Vorhänge zurück. Der Tag brach an, ein Sommermorgen.

Der flammende Himmel färbte rötlich die Dächer und die Mauern, eine gewaltige Lichtflut, wie die erſte Liebkoſung der aufgehenden Sonne, überſchüttete die erwachende Welt, und mit dieſem Schein kam in das Herz des Vicomte plötzlich fröhliche Hoffnung.

War er denn nur ganz verrückt, ſich durch die Furcht ſo packen zu laſſen, ehe nur irgend etwas entſchieden war? Ehe die Zeugen überhaupt mit denen

dieſes Herrn George Lamil zuſammengetroffen waren? Ehe er nur überhaupt wußte, ob er ſich ſchlagen mußte?

Er wuſch ſich, zog ſich an, mit ſicherem Schritt verließ er ſeine Wohnung.

*

Während er dahinging, ſagte er ſich:

— Ich muß energiſch ſein, ſehr energiſch! Ich muß den Leuten beweiſen, daß ich keine Angſt habe:

Seine Zeugen, der Marquis und der Oberſt ſtellten ſich ihm zur Verfügung. Nachdem ſie ihm kräftig die Hand gedrückt, ſprachen ſie über die Bedingungen.

Der Oberſt fragte:

— Wollen Sie ſcharfe Bedingungen?

Der Vicomte antwortete:

— Sehr ſcharfe!

Der Marquis fragte:

— Ihnen ſind Piſtolen lieber?

— Jawohl?

— Das Übrige überlaſſen Sie wohl uns?

Der Vicomte ſtammelte mit trockner Stimme und abgehackten Worten:

— Zwanzig Schritt — Schuß auf Kommando — Kugelwechſel bis — zur Kampfunfähigkeit!

Der Oberſt erklärte zufriedengeſtellt:

— Das ſind ausgezeichnete Bedingungen. Sie ſind ein guter Schütze, alle Vorteile ſtehen auf Ihrer Seite.

Und ſie gingen davon. Der Vicomte kehrte heim, um ſie zu erwarten.

Seine eben noch geminderte Aufregung ſtieg jetzt wieder von Minute zu Minute. Er fühlte ein Zittern die Arme hinablaufen, die Beine, in der Bruſt ein unausgeſetztes Beben. Er konnte nicht an einem Platz verweilen, weder ſitzen noch ſtehen. Er hatte keinen Speichel mehr im Mund, und alle Augenblicke ſchnalzte er mit der Zunge, als müßte er ſie vom Gaumen losreißen. Er wollte frühſtücken, doch er konnte keinen Biſſen herunterbekommen.

Da kam ihm der Gedanke, etwas zu trinken, um ſich Mut zu machen, und er ließ ſich eine Flaſche Rum bringen und ſchüttete nacheinander drei Glas hinunter.

Eine Wärme, als wäre er verbrannt, überrann ihn, und bald fühlte er ſich wie umnebelt. Er dachte:

— So, nun habe ich das Mittel gefunden, jetzt wird's ſchon gehen.

Und nach einer Stunde hatte er die ganze Karaffe ausgetrunken, und der Zuſtand ſeiner Aufregung wurde unerträglich. Er fühlte ein tolles Bedürfnis, ſich zu Boden zu werfen, ſich zu wälzen, zu ſchreien, zu beißen. Es wurde Abend.

Als es klingelte, war er ſo erſchrocken, daß er kaum die Kraft hatte, aufzuſtehen, um ſeine Zeugen zu empfangen. Er wagte gar nicht mehr, mit ihnen zu ſprechen, ihnen guten Tag zu ſagen, nur ein Wort zu äußern, in der Befürchtung, ſie möchten im Ton ſeiner Stimme ſeine Erregung bemerken.

Der Oberſt erklärte:

— Alles iſt nach den Bedingungen, die Sie geſtellt haben, abgemacht. Ihr Gegner wollte zuerſt

der Beleidigte ſein, aber er hat nachgegeben und alles angenommen. Seine Zeugen ſind zwei Offiziere.

Der Vicomte ſagte:

— Danke!

Der Marquis antwortete:

— Entſchuldigen Sie uns, wenn wir gleich wieder fortgehen, aber es müſſen noch hundert Dinge geordnet werden. Wir müſſen einen guten Arzt ſuchen, da der Kampf bis zur Kampfunfähigkeit dauern ſoll. Und Sie wiſſen, mit Schußwaffen iſt nicht zu ſpaßen. Dann müſſen wir den Platz beſtimmen, nicht zu weit von einem Gehöft, um den Verwundeten wenn es nötig wäre, hinbringen zu können, kurz wir haben zwei oder drei Stunden gewiß noch zu thun.

Der Vicomte ſtammelte ein zweites Mal:

— Danke!

Der Oberſt fragte:

— Geht es Ihnen gut? Sind Sie ruhig?

— O ganz ruhig, danke!

Die beiden Herren gingen.

*

Als er ſich wieder allein fühlte, war es ihm, als würde er verrückt. Der Diener kam, die Lampe wurde angeſteckt, er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um Briefe zu ſchreiben.

Nachdem er an den oberen Rand eines Briefblattes geſchrieben: „Mein Teſtament“ durchſchüttelte es ihn; er ſprang auf und lief davon. Er konnte

nicht zwei Gedanken fassen, keinen Entschluß, nichts Entscheidendes.

Also er würde sich schlagen. Es war nicht mehr zu ändern. Aber was ging nur in ihm vor? Er wollte sich schlagen, er hatte die feste Absicht, doch er fühlte trotz aller Anstrengung seines Willens, daß er nicht einmal die nötige Kraft behalten würde, um nur bis zum Rendez-vous zu gehen.

Er suchte sich den Kampf vorzustellen, sein Benehmen und das seines Gegners. Ab und zu schlugen ihm mit leisem, kurzem Ton die Zähne zusammen. Er wollte etwas lesen, und er nahm die Regeln des Duells vor von Chateauvillard. Dann fragte er sich:

— Ob mein Gegner ein guter Schütze ist? Vielleicht gar als solcher bekannt? Wie soll ich das wissen!

Er erinnerte sich des Buches von Baron de Vaux über die Pistolenschützen, und er durchlas es von Anfang bis zu Ende. George Lamil war nicht darin genannt. Aber wenn der Mann kein guter Schütze war, würde er doch nicht sofort tötliche Bedingungen und diese gefährliche Waffe angenommen haben.

Er nahm im Vorübergehen aus einem Kasten zwei Pistolen in die Hand zum Schuß und hob den Arm. Aber er zitterte von Kopf bis zu Fuß, und die Mündung fuhr nach allen Seiten hin und her.

Da sagte er sich:

— Unmöglich, so kann ich mich nicht schlagen!

Er betrachtete an der Mündung das schwarze, kleine, tiefe Loch, aus dem der Tod fährt, er dachte

an alle Ehrloſigkeit, an die Klatſchereien im Club, an die Verachtung der Damen, die Anſpielungen in den Zeitungen, und alle Beleidigungen, die ihm Feiglinge zufügen würden.

Er betrachtete immer die Waffe, und als er den Hahn hob, ſah er plötzlich eine Patrone darin, deren rotes Papier wie eine Flamme leuchtete. Die Piſtole war alſo zufällig geladen geblieben, und mit unerklärlicher, ſeltſamer Freude dachte er daran.

Wenn er dem anderen gegenüber ſich nicht vornehm und ruhig benahm, wie es ſein mußte, würde er ewig verloren ſein; er würde einen Makel davontragen, in der Geſellſchaft unmöglich werden und jene vornehme, ruhige Art würde er nicht beſitzen, das wußte er, das fühlte er.

Und doch war er mutig, denn er wollte ſich doch ſchlagen. Er war mutig, weil — — — weil — — —

Der Gedanke, der ihn anflog, wurde nicht mehr ausgedacht in ſeinem Geiſt, denn plötzlich öffnete er weit den Mund, ſteckte ſich die Mündung der Piſtole bis zum Hals hinein und drückte los .....

Als ſein Diener erſchien, von dem Schuß herbeigelockt, fand er ihn tot auf dem Boden liegen. Ein Blutſtrahl hatte das weiße Papier auf dem Schreibtiſch benetzt und einen großen, roten Fleck gemacht unter den zwei Worten:

— Mein Teſtament!

Digitized by Google

Der Säufer

I.

Der Nordwind blies ſturmartig und trieb am Himmel rieſige Winterwolken hin, ſchwarz und ſchwer, die die Erde mit wütenden Regengüſſen im Vorüberhuſchen tränkten.

Das empörte Meer brüllte und rüttelte an der Küſte, ſtürzte auf das Ufer rieſige langſam ſchäumende Wellen, die ſich mit kononenſchußartigem Getöſe überſchlugen.

Ganz langſam kamen ſie, eine nach der andern, bergehoch daher und ſpritzten beim Brauſen des Sturmes weiße Schaumwolken von ihren Köpfen in die Luft hinauf, als wäre es der Schweiß von Rieſenungetümen.

Der Sturm verfing ſich in dem kleinen Thälchen von Yport, pfiff und ſtöhnte, riß die Schiefer von den Dächern, warf die Fenſterläden herunter, ſtürzte Schornſteine um und tobte derartig in den Straßen, daß man nur längs der Mauern gehen konnte, daß Kinder emporgehoben, wie welke Blätter davongewirbelt und über die Häuſer hinaus auf die Felder geſchleudert worden wären.

Man hatte die Fiſcherboote weit aufs Land gezogen, in der Befürchtung, daß das Meer den Strand

überschwemmen würde. Ein paar Matrosen kauerten unter dem runden Bauch ihrer auf die Seite gestülpten Schiffe und sahen erschrocken der Wut von Meer und Himmel zu. Dann gingen sie allmählich davon, denn es ward Nacht und im Dunkel versank der wütende Ocean, das Toben der entfesselten Elemente.

Zwei Männer blieben noch zurück, die Hände in den Taschen, mit krummem Rücken, bei dem Regenguß die Wollmützen bis über die Ohren gezogen, zwei große normännische Fischer, mit runden Bärten unter dem Kinn, die Haut braun gebrannt von den salzigen Wellen dort draußen, die Augen blau, mit schwarzer Pupille, jenen scharfen Seemannsaugen, die bis zum fernsten Horizont blicken, wie der Raubvogel auf seine Beute.

Der eine sagte:

— Jeremias komm man mit, wir wolln en bischen Domino speeln!

Der andere zögerte noch, Schnaps und Spiel lockte ihn zwar, denn er wußte, daß er sich bei Paumelle besaufen würde, aber er dachte auch an seine Frau, die ganz allein im Hause geblieben war. Er fragte:

— Du willst mich woll jeden Abend besoffen machen? Was hast Du denn davon? Wenn Du immer betalen mußt?

Aber er freute sich doch in Gedanken an den Schnaps, den er auf fremde Kosten trinken sollte.

Mathurin, sein Kamerad, zerrte ihn am Arm:

— Komm man mit Jeremias, heut Abend kann man doch nich nach Haus gehen, ohne wat Warmes

im Leib. Warum haſte denn Angſt? Meenſte, deine Olle wird dir nicht derweile das Bett wärmen?

Jeremias antwortete:

— Neulich hab ich nich mehr die Thür finden können, da haben ſie mich aus dem Bach gefiſcht!

Und er lachte noch einmal, indem er an ſeine Beſoffenheit dachte, und ging langſam zu Paumelles Kneipe, deren erleuchtete Fenſter herüberſchimmerten.

Halb zog ihn Mathurin, halb trieb ihn der Wind, beiden Kräften konnte er nicht widerſtehen.

Der niedere Raum war voll Matroſen, erfüllt von Tabaksqualm und Geſchrei. All dieſe Leute in ihren Wolljacken, die Ellbogen auf den Tiſch geſtützt, brüllten, um ſich verſtändlich zu machen, und je mehr Gäſte kamen, deſto lauter wurde das Gebrüll, und das Klappern der Dominoſteine auf dem Marmortiſch verlockte noch mehr zum Schreien.

Jeremias und Mathurin ſetzten ſich in eine Ecke, begannen eine Partie, und die kleinen Gläſer Schnaps verſchwanden, eins nach dem andern, in der Tiefe ihrer Kehle. Dann ſpielten ſie noch ein paar Partien und tranken noch mehr.

Mathurin ſchenkte immer ein und machte dem Wirt mit den Augen ein Zeichen, dem Wirt, einem dicken feuerroten Kerl, der immerfort lächelte, als ob er eine lange, ſpaßige Geſchichte erzählte.

Jeremias ſchluckte den Alkohol, wackelte mit dem Kopf und lachte, ein brüllendes Lachen, während er mit nichtsſagender, zufriedener Miene ſeinen Kameraden anſtarrte.

Endlich gingen alle Gäſte, und jedesmal, wenn einer von ihnen die Hausthüre öffnete, ſtob ein Windſtoß in das Café, wirbelte den ſchweren Pfeifendampf durcheinander und ſchüttelte die Lampen an ihren Ketten, daß die Flammen aufzuckten. Und dann hörte man plötzlich das laute Donnern einer brandenden Welle und das Toſen des Sturmes.

Jeremias hatte den Kragen aufgemacht, ſetzte ſich zurecht wie ein rechter Säufer, ſtreckte ein Bein aus, ließ einen Arm hängen, in der anderen Hand hielt er die Dominoſteine.

Jetzt blieben ſie mit dem Wirt allein, der ſich ihnen näherte. Er fragte:

— Na, Jeremias, iſt Dir's jetzt warm da drinnen? Alles ordentlich friſch begoſſen?

Und Jeremias ſtammelte:

— Je mehr da rein läuft, deſto trockner wird's!

Der Wirt blickte Mathurin verſchmitzt an und ſagte:

— Na und, Mathurin, wo iſt Dein Freund jetzt?

Der Seemann lachte:

— Dem iſt warm, nur keine Bange.

Und beide blickten Jeremias an, der einen Sechser-Paſch im Triumph auf den Tiſch ſchlug:

— Das Syndikat!

Als die Partie zu Ende war, erklärte der Wirt:

— Kinder, ich geh man 'n biſchen ſchlafen, ich laß euch die Lampe hier und 'nen ganzen Liter, da habt ihr für 20 Sous an Bord. Mathurin, Du machſt

dann von draußen die Thür zu und ſteckſt den Schlüſſel unter den Laden wie neulich Nacht.

Mathurin antwortete:

— Nur keine Bange, ich werd's ſchon machen!

Paumelle drückte ſeinen beiden ſpäten Gäſten die Hand und ſtieg ſchwerfällig die Holztreppe hinauf. Ein paar Minuten hörte man ſeinen ſchweren Schritt in dem kleinen Haus, dann zeigte ein ſchweres Krachen an, daß er ſich zu Bett gelegt hatte.

Die beiden Männer fuhren fort zu ſpielen, ab und zu ſchüttelte ein wütender Windſtoß die Thür, daß die Mauern zitterten und die beiden Schiffer aufblickten, als ob jemand hereinkäme. Dann nahm Mathurin die Literflaſche und goß Jeremias ein Glas ein.

Aber plötzlich ſchlug die Uhr auf dem Buffet Mitternacht, ihre heiſere Stimme klang, als ſchlüge man auf einen alten Topf, und die Schläge zitterten noch lange nach mit blechernem Ton.

Mathurin ſtand ſofort auf, wie ein Matroſe deſſen Wache abgelaufen iſt.

— Jeremias, wir müſſen gehen!

Der andere ſetzte ſich noch ſchwerer in Bewegung, ſchob ſich mit einem Stoß vom Tiſch ab, ging zur Thür, öffnete ſie, während der andere die Lampe löſchte. Von draußen ſchloß Mathurin das Haus, und dann ſagte er:

— Na gute Nacht, morgen auf Wiederſehen!

Und er verſchwand in der Dunkelheit.

II.

Jeremias that drei Schritte, ſchwankte, ſtreckte die Hände aus, fiel gegen eine Mauer, ſo daß er aufrecht ſtehen blieb, und dann ſetzte er ſich torkelnd wieder in Gang.

Ab und zu fing ſich ein furchtbarer Windſtoß in der engen Straße, trieb ihn vorwärts, daß er ein paar Schritte lief; wenn dann die Gewalt des Sturmes nachließ, blieb er plötzlich ſtehen, denn er hatte ſeine Triebkraft verloren. Und dann taumelte er wieder in der Trunkenheit auf ſeinen ſchlenkernden Beinen hin und her.

Inſtinktiv ging er zu ſeinem Hauſe, wie die Vögel ihr Neſt aufſuchen. Endlich erkannte er die Thür, taſtete daran, um das Schloß zu finden und den Schlüſſel hineinzuſtecken, aber er konnte das Loch nicht finden und fluchte halblaut. Dann donnerte er mit Fauſtſchlägen an die Thür und rief ſeiner Frau, ſie ſolle ihn hereinlaſſen:

— Melina! He, Melina!

Aber während er ſich an den Thürflügel lehnte, um nicht zu fallen, gab der nach, öffnete ſich und Jeremias, der den Halt verloren, ſtürzte mit dem Kopf zuerſt ins Haus und rollte mitten auf den Flur.

Und da fühlte er, daß irgend etwas Schweres über ihn hinwegeilte und in der Nacht verſchwand.

Nun rührte er ſich nicht mehr vor Angſt, ganz erſtarrt, in Teufelsfurcht, im Glauben an Geſpenſter

der Finsternis, und lange blieb er liegen, ohne daß er sich zu bewegen wagte.

Aber als er sah, daß sich nichts mehr rührte, kam ihm etwas die Vernunft zurück, die getrübte Vernunft eines Säufers. Er wartete noch lange Zeit, aber endlich faßte er Mut und rief:

— Melina!

Seine Frau antwortete nicht.

Da plötzlich quälte ein Zweifel sein Schnapsgehirn, ein unbestimmter Zweifel, ein unbestimmter Verdacht; er rührte sich nicht mehr, an der Erde sitzend, blieb er in der Dunkelheit immerfort bemüht, seine Gedanken zu sammeln, die unsicher und schwankend waren, wie seine Füße.

Er fragte wieder:

— Melina, wer war denn das? Sag es mir, wer war das? Ich thue Dir nichts!

Er wartete, keine Stimme klang im Dunkel.

Jetzt dachte er ganz laut nach:

— Ich bin duhn, kein Zweifel, ich bin duhn! Er hat mich so gemacht! Der Lump! Daß ich nich heimkehren soll! Ich bin duhn!

Und er fuhr fort:

— Melina sag mir, wer das war, oder es passiert was.

Er wartete noch einen Augenblick, dann fuhr er fort mit der beharrlichen, eigensinnigen Logik der Trunkenen:

— Er hat mich bei diesem Tagedieb Paumelle festgehalten und so jeden Abend, daß ich nicht nach Haus gehen soll. Da steckt noch mehr dahinter, so ein Aas!

Langsam richtete er sich auf die Kniee auf. Eine dumpfe Wut packte ihn, und er wiederholte:

— Melina, sag mir, wer es war, oder Du kriegst was ab, paß mal auf!

Jetzt stand er aufrecht und zitterte vor entsetzlicher Wut, als ob der Alkohol, den er im Leibe hatte sich in seinen Adern entzündet hätte. Er that einen Schritt, stieß an einen Stuhl, packte ihn, ging noch weiter, traf an das Bett, betastete es und fühlte darin den warmen Körper seiner Frau.

Da packte ihn die Wut und er brüllte:

— Ah, da bist Du, Du Dreckhaufen und Du antwortest nich?

Und er hob den Stuhl, den er in seiner kräftigen Matrosenfaust hielt, und ließ ihn mit furchtbarer Wut niedersausen.

Ein Schrei klang aus dem Bett, ein verzweifelter, herzzerreißender, da ließ er den Stuhl wieder niedersausen, wie ein Drescher den Flegel auf der Tenne. Im Bett bewegte sich nichts mehr, der Stuhl ging in Stücke, ein Stuhlbein behielt er noch in der Hand, mit dem schlug er außer Atem weiter.

Dann plötzlich hielt er inne und fragte:

— Willste mir's nu sagen, wer's war? Willste mir's nu sagen?

Melina autwortete nicht.

Da setzte er sich, zu Tode ermattet, ganz erschöpft durch seinen Wutanfall, zu Boden, streckte sich aus und schlief ein.

Als es Tag ward, kam ein Nachbar herein, der

die Thür offen geſehen. Er entdeckte Jeremias ſchnarchend, auf dem Boden zwiſchen den Überreſten eines Stuhles, und im Bett eine blutige lebloſe Maſſe.

Die Blutrache

Die Witwe von Paolo Saverini bewohnte allein mit ihrem Sohn ein ganz kleines, ärmliches Haus bei Bonifacio. Die Stadt war auf einem Bergvorsprung gelegen, der hier und da sogar über das Meer überhing, und blickte über die schmale Klippen-Enge auf die Sardinische Küste hinüber.

Zu ihren Füßen auf der anderen Seite, beinahe ganz im Bogen herum ist ein Einschnitt in der Klippenreihe, der wie ein gewaltiger Gang aussieht. Er reicht bis zu ihren ersten Häusern und 'dient nach einem langen Umkreis zwischen zwei steil abfallenden Mauern als Hafen für die kleinen, italienischen oder sardinischen Fischerboote und alle vierzehn Tage für den alten Dampfer, der von Ajaccio kommt.

Auf dem weißen Berg leuchtet der Häuserhaufen noch weißer, sie sehen aus wie die Nester wilder Vögel, oben an den Felsen geklebt, und beherrschen diese furchtbare Durchfahrt, in die sich größere Schiffe niemals wagen.

Der Wind wühlt unausgesetzt das Meer auf, tobt auf der nackten, von ihm eingefressenen Düne, die kaum etwas Graswuchs zeigt, und fängt sich in der Meerenge, deren zwei Küsten er umtost.

Haufen weißen Schaums hängen auf den schwarzen Spitzen der unzähligen Felsen, die überall aus den Wogen hervorragen und sehen aus wie herumflatternde Leinwandfetzen, die auf der Wasserfläche zittern.

Das Haus der Witwe Saverini lag unmittelbar an der Küste, und seine zwei Fenster gingen auf diesen wilden öden Horizont. Dort lebte sie ganz allein mit ihrem Sohne Anton und ihrer Hündin Sémillante, einem großen magren Tier, mit borstigem Fell, von der Rasse der Schäferhunde. Der Hund begleitete den jungen Mann auf die Jagd.

Eines Abends ward nach einem Wortstreit Anton Saverini feige von Nikolaus Ravolati durch einen Messerstich getötet. Dieser floh in der Nacht noch nach Sardinien.

Als zufällig-Vorübergehende der alten Mutter die Leiche ihres Sohnes gebracht, weinte sie nicht, aber sie blieb lange unbeweglich in den Anblick versunken. Dann streckte sie ihre runzlige Hand gegen den Körper aus und schwor ihm Vendetta.

Sie wollte nicht, daß jemand bei ihr bliebe, und sie schloß sich mit der Leiche und der winselnden Hündin ein. Das Tier heulte unausgesetzt, es stand zu Füßen des Bettes, den Kopf gegen seinen Herrn ausgestreckt, mit eingezogenem Schweif.

Es blieb eben so unbeweglich wie die Mutter, die sich jetzt über den Leichnam beugte und, indem sie mit starrem Auge ihren Sohn betrachtete, große stumme Thränen vergoß.

Der junge Mann lag auf dem Rücken; er trug

ſeine Jacke aus dickem Tuch, die auf der Bruſt überall durchlöchert und zerriſſen war. Es ſah aus, als ob er ſchliefe. Aber überall war Blut: auf dem zur erſten Hilfeleiſtung aufgeriſſenen Hemd, auf der Weſte, auf der Hoſe, auf dem Geſicht, auf den Händen, Blutſpritzer waren im Bart und in den Haaren erſtarrt.

Die alte Mutter begann mit ihm zu ſprechen, und beim Ton der Stimme ſchwieg der Hund:

— Sei ruhig, ſei ruhig mein Sohn, mein Kleiner, mein armes Kind, Du wirſt gerächt. Schlafe ruhig, ſchlafe ruhig, Du wirſt gerächt. Hörſt Du, die Mutter ſchwört es Dir, und Deine Mutter, das weißt Du, hält immer Wort!

Und lange beugte ſie ſich zu ihm und drückte ihre kalten Lippen auf die Lippen des Toten.

Da begann Sémillante zu heulen, ein langes, trauriges, ohrenzerreißendes Geheul, dann blieben ſie, die Frau und das Tier bis zum Morgen ſitzen.

Anton Saverini wurde am nächſten Tage begraben, und bald ſprach niemand mehr von ihm in Bonifacio.

*

Er hatte keinen Bruder hinterlaſſen, überhaupt keine näheren Verwandten, es gab keinen Mann, um die Blutrache auszuführen. Nur die Mutter, die Alte, dachte daran.

Auf der anderen Seite der Meer-Enge ſah ſie von Früh bis Abends an der Küſte einen weißen Fleck, ein kleines ſardiniſches Dorf Longoſardo, wohin

ſich die korſiſchen Banditen flüchten, wenn ihnen der heimatliche Boden zu heiß wird.

Sie bewohnen beinahe ganz allein das Dorf, das ihrem Vaterlande gegenüber liegt, und dort warten ſie auf den Augenblick, heimzukehren. Und in dieſes Dorf, das wußte ſie, war Nikolaus Ravolati geflohen.

Sie ſaß den ganzen Tag allein am Fenſter und blickte hinüber und dachte an die Rache. Wie ſollte ſie allein das ausführen, ſie, die Schwache, die nicht weit vom Grabe ſtand? Aber ſie hatte es verſprochen, ſie hatte es auf die Leiche geſchworen.

Und ſie konnte nicht vergeſſen, ſie konnte nicht warten. Aber was ſollte ſie thun? Sie ſchlief nicht mehr Nachts, ſie hatte keine Ruhe und keine Raſt mehr, verzweifelt ſann ſie auf die Gelegenheit.

Die Hündin ihr zu Füßen hob ab und zu den Kopf und heulte in die Ferne hinaus; ſeitdem ihr Herr nicht mehr da war, heulte ſie öfters ſo, als riefe ſie ihn, als ob ihre unvernünftige Tierſeele gleichfalls das Gedächtnis an ihn bewahrt hätte auf ewige Zeiten.

Und eines Nachts, als Sémillante wieder ſtöhnte, kam die Mutter plötzlich auf einen Gedanken, eine wilde Rache. Sie überlegte bis zum Morgen; dann, ſobald es Tag wurde, ſtand ſie auf und ging zur Kirche. Sie betete, die Stirn auf den Flieſen, betete, im Staube liegend, zu Gott, ihr zu helfen, ihrem armen, alten Leib die Kraft zu geben, deren ſie bedurfte, um ihren Sohn zu rächen.

Dann kehrte ſie heim. Sie hatte auf ihrem Hof ein altes zerbrochenes Faß liegen, das das Waſſer

aus der Dachrinne auffing. Das stürzte sie um, leerte es, machte es am Boden fest mit zwei Stricken und Steinen. Dann legte sie Sémillante davor an die Kette und ging ins Haus.

Langsam, ununterbrochen lief sie in ihrem Zimmer auf und ab, immer nach der sardinischen Küste den Blick gewandt; dort war der Mörder.

Die Hündin heulte Tag und Nacht; die Alte brachte ihr früh Wasser in einer Schüssel, aber mehr nicht, keine Suppe, kein Brot.

Der Tag strich hin, Sémillante schlief müde, am nächsten Tag leuchteten ihre Augen, ihre Haare waren gesträubt, und sie zerrte verzweifelt an der Kette. Die Alte gab ihr immer noch nichts zu fressen. Das Tier wurde wütend und bellte mit heiserer Stimme.

Noch eine Nacht verstrich, dann ging bei Tagesanbruch die Saverini zu ihrem Nachbar und bat um zwei Schütten Stroh. Sie nahm ein paar alte Lumpen, die einst ihr Mann getragen und stopfte das Stroh hinein, sodaß etwas wie eine menschliche Gestalt daraus wurde. Einen Stock hatte sie in den Boden gesteckt vor Sémillantes Tonne, und die Vogelscheuche band sie daran, die nun aussah, als stünde sie aufrecht da; dann machte sie aus einem Paket alter Wäsche einen Kopf.

Die Hündin sah erstaunt den Strohmann an und schwieg, trotz des Hungers, der an ihr zehrte. Dann kaufte die Alte am nächsten Tage beim Fleischer ein großes Stück schwarzen Speck, kehrte heim, machte ein Holzfeuer im Hof an, nicht weit vom Hunde und röstete das Fleisch.

Sémillante wurde ganz verrückt, ſprang, ſchäumte, die Augen auf das Freſſen gerichtet, deſſen Duft ihr in die Naſe zog. Dann machte die Alte aus dieſer appetitlichen Maſſe, dem Strohmann eine Art Kravatte, band ſie ihm ſorgfältig um den Hals, und als ſie fertig war, ließ ſie die Hündin los.

Mit einem Rieſenſatz ſprang das Tier der Puppe an die Kehle, die Pfoten auf die Schulter und begann ſie zu zerreißen. Ab und zu ließ der Hund nach, ein Stück der Beute im Maul, dann ſtürzte er von neuem los und verſenkte ſeine Zähne hinein, riß ab und zu ein Stück ab, fiel wieder zurück und ſprang wütend abermals los.

Mit mächtigen Biſſen zerfleiſchte die Hündin das ganze Geſicht und den Hals. Die Alte ſah mit glänzenden Augen ſtumm und unbeweglich zu, dann legte ſie das Tier wieder an die Kette, ließ es abermals zwei Tage faſten und wiederholte dies ſeltſame Spiel.

Drei Monate lang gewöhnte ſie das Tier ſo an dieſe Art Kampf, an dieſe Mahlzeit, die nur durch Angriff und Biß zu erreichen war. Sie band das Tier nicht mehr an, aber bei einer Handbewegung ſtürzte es ſich auf die Puppe. Und ſie hatte ihn gelehrt, ſie zu zerreißen, zu zerfleiſchen, ſogar ohne daß ein Köder an der Puppe ſteckte. Und dann bekam die Hündin jedesmal als Belohnung den Speck, der für ſie geröſtet worden war.

Sobald Sémillante den Strohmann ſah, begann ſie zu zittern, ſchaute ihre Herrin an, bis die ihr zurief:

— Faß! — mit pfeifender Stimme und den Finger hob.

*

Als die alte Saverini die Zeit gekommen wähnte, ging sie beichten und kommunizieren eines Sonntags früh mit ekstatischer Glut. Dann zog sie männliche Kleidung an, und von einem sardinischen Fischer geführt, ließ sie sich, von ihrer Hündin begleitet, auf die andere Seite der Meer-Enge bringen.

In einem Leinensack trug sie ein großes Stück Speck; Sémillante fastetete seit zwei Tagen. Alle Augenblicke ließ die alte Frau das Tier die gewohnte Nahrung beschnuppern und erregte es so immer mehr.

Sie kamen nach Longosardo; die Alte humpelte zu einem Bäcker und fragte, wo Nicolaus Ravolati wohne. Er hatte seinen ehemaligen Tischlerberuf wieder aufgenommen und arbeitete allein in seinem Haus.

Die Alte stieß die Thür auf und rief:

— He, Nicolaus!

Er wandte sich um, da ließ sie die Hündin los und rief:

— Faß! Faß!

Das wütende Tier stürzte sich auf ihn, packte ihn bei der Gurgel, der Mann streckte die Arme aus, umklammerte es, sie fielen zu Boden, ein paar Sekunden zuckte er und schlug mit den Absätzen auf die Erde, dann blieb er unbeweglich liegen, während Sémillante seinen Hals zerfleischte und Fetzen daraus riß.

Zwei Nachbarn, die vor der Thür saßen, er-

innerten ſich ſpäter, daß ſie einen alten Bettler mit einem ſchwarzen, verhungerten Hund herauskommen geſehen, der während ſie davongingen etwas Dunkles fraß, das ihm ſein Herr gegeben.

Die Alte war Abends wieder zu Haus, und dieſe Nacht ſchlief ſie gut.

Coco

In der ganzen Gegend nannte man den Meierhof, der dem Lucas gehörte, „das Gütchen“. Man wußte eigentlich nicht warum, wahrscheinlich verbanden die Bauern mit dem Wort ‚Gütchen‘ den Begriff von Reichtum und von Größe, denn der Hof war der größte und stolzeste in der ganzen Gegend.

Der große Hof war von fünf Reihen prachtvoller Bäume umgeben, um die zarten Apfelbäume gegen den heftigen Wind, der von der Ebene wehte, zu schützen.

Langgestreckte, ziegelgedeckte Scheunen, die Ernte aufzunehmen, schöne Viehställe und Stallung für dreißig Pferde, dann ein Wohnhaus in roten Ziegeln, das wie ein kleines Schloß aussah, lugten dahinter heraus.

Die Düngergruben waren gut gehalten, Wachthunde lagen in ihren Hütten, in dem hohen Gras trieb sich ein ganzes Volk Geflügel umher.

Gegen Mittag nahmen fünfzehn Personen, Herren, Knechte und Mägde um den langen Küchentisch Platz, auf dem in einer großen, bunten Fayenceschüssel die Suppe dampfte.

Die Tiere, Pferde, Schafe, Kühe waren in gutem Futterzustand, reinlich und gut gehalten, und der

Bauer Lucas, ein großer, etwas wohlbeleibter Mann, machte dreimal täglich überall die Runde, überwachte alles und dachte an alles.

Im Stall erhielt ein sehr alter Schimmel das Gnadenbrot, das ihm die Hausfrau bis zu seinem Tode geben wollte, denn sie hatte ihn großgezogen, immer gefahren, und viele Erinnerungen knüpften sich an ihn.

Ein Bengel von fünfzehn Jahren, Isidor Duval, den man kurz Zidor nannte, wartete das alte Tier und gab ihm im Winter sein Maß Hafer und das Heu und mußte im Sommer täglich mit ihm viermal auf die Weide gehen, wo es angepflockt wurde, sodaß es reichlich grünes Futter bekam.

Das schwache, alte Tier konnte kaum seine schweren Beine mit den angeschwollenen Fesseln und verdickten Knieen heben. Das Fell, das man nicht mehr striegelte, sah aus wie weißes Haar, und die sehr langen Wimpern gaben den Augen etwas Trauriges.

Wenn Zidor das Tier auf die Weide brachte, mußte er's am Strick ziehen, denn es ging sehr langsam, und der Bengel keuchte, beugte sich vor, schimpfte fortwährend und war immer wütend, daß er für den alten Gaul sorgen sollte.

Die Leute auf dem Hof, die die Wut des Bengels gegen den alten Coco sahen, lachten darüber, redeten immer von Zidors Klepper, um den Jungen zu ärgern. Seine Altersgenossen zogen ihn auf, und bald hieß er im Dorf Coco-Zidor.

Der Bengel war wütend, und der Gedanke ſtieg in ihm auf, ſich an dem Gaul zu rächen. Er war ein hoher, lang aufgeſchoſſener Junge mit ſchmutzigen, dichten, ſtruppigen, roten Haaren, er hatte etwas Blödes, ſtotterte, brachte kaum ein paar Worte heraus, als ob in der ſtumpfſinnigen Seele keine Gedanken ſich hätten bilden können.

Schon lange wunderte er ſich, daß man Coco noch behielt, und war empört, daß man an das alte, unnütze Tier noch etwas wendete. Von dem Augenblick ab, wo es nicht mehr arbeitete, ſchien es ihm ungerecht, es noch weiter zu ernähren.

Er fand es empörend, den Hafer, den teuren Hafer, an dies alte, halbgelähmte Vieh zu verſchwenden. Und manchmal, gegen den Befehl des Bauern, knapſte er ihm von der Nahrung ab, gab ihm bloß ein halbes Maß und ſparte am Heu.

Und in ſeiner dumpfen Kinderſeele ſtieg eine wilde Wut auf gegen das Tier, ein brutaler, feiger Bauernhaß.

*

Als der Sommer wiederkam, mußte er das Tier wieder auf die Weide, die weit entfernt lag, zerren; der Junge, von Tag zu Tag wütender, zog das Pferd hinter ſich her durch die Felder langſamen Schrittes.

Die Knechte, die dort arbeiteten, riefen ihm ſcherzend nach:

— He Zidor, grüß mal Coco von mir!

Er antwortete nicht, aber im Vorübergehen, brach

er sich aus einer Hecke einen Stecken, und sobald er den alten Gaul angebunden hatte, ließ er ihn weiden. Dann näherte er sich feige von hinten und begann ihn zu schlagen.

Das Tier versuchte zu fliehen, den Schlägen auszuweichen und rannte rund um den Strick herum, als ob es in der Mühle ginge. Aber der Junge schlug wütend drauf, immer zornig die Zähne aufeinander gebissen, hinter ihm herlaufend.

Dann ging er langsam davon, ohne sich umzudrehen, während das Pferd mit schlagenden Flanken, außer Atem, weil es hatte traben müssen, ihm mit seinen alten Augen nachsah. Und es senkte den weißen Kopf zum Grase hinab, nachdem es in der Ferne die blaue Blouse des Bauernjungen hatte verschwinden sehen.

Da die Nächte warm waren, ließ man jetzt Coco draußen hinterm Wald am Hügelhang, nur Zidor ging hin und sah nach dem Pferde.

Der Bengel unterhielt sich damit, das Tier mit Steinen zu werfen, setzte sich zehn Schritt entfernt auf einen Hügel, blieb dort eine halbe Stunde, und ab und zu schleuderte er einen spitzen Stein nach dem armen Gaul, der stehen blieb, gefesselt seinem Feinde gegenüber und ihn unausgesetzt ansah, ohne es zu wagen weiter zu weiden, ehe der Junge fortgegangen.

Aber immer blieb dem Nichtsnutz der Gedanke im Kopf:

— Wozu nährt man nun so ein Pferd, das zu nichts mehr zu brauchen ist.

Es war ihm, als ſtehle dieſe alte Mähre das Freſſen anderen, das Beſitztum der Menſchen, das Gottes, ſogar ſeines, Zidors, der doch arbeiten mußte.

Da verringerte der Bengel jeden Tag den Weideſtrich, den er ihm gab, indem er den Holzpfahl, an dem der Strick ſaß, weniger weit vorrückte. Das Tier faſtete, wurde mager und ſchwach.

Zu ſchwach, um ſich loszureißen, ſtreckte es den Kopf nach dem hohen, grünen Graſe aus, das ſo nahe war und deſſen Duft es anwehte, ohne daß es heran konnte.

Aber eines Tages kam Zidor auf eine Idee. Er wollte Coco nicht mehr bewachen, er mochte nicht mehr für dies alte Gerippe ſo weit laufen.

Aber er kam doch, um ſeine Rache auszukoſten. Das Tier ſchaute ihn unruhig an, aber an dem Tag ſchlug er es nicht, er ging um das Pferd herum, die Hände in den Taſchen, und er that ſogar, als wollte er ihm einen anderen Weidefleck geben, aber er ſtieß doch den Pfahl wieder in dasſelbe Loch und ging ganz befriedigt von ſeiner Erfindung davon.

Als das Tier ihn weggehen ſah, wieherte es, um ihn zurückzurufen, aber der Nichtsnutz ließ es allein, ganz allein feſt gebunden, ohne einen Grashalm im Bereich ſeines Mauls.

In ſeinem Hunger verſuchte das Pferd das fette Gras zu erreichen, das es gerade mit den Nüſtern noch berühren konnte, es kniete nieder, ſtreckte den Hals aus und ſchnalzte mit den ſtarken Lefzen. Ver-

gebens! Den ganzen Tag mühte sich das alte Tier unnütz ab in entsetzlicher Qual.

Der Hunger plagte es, der noch stärker wurde durch den Anblick der ganz grünen Nahrung, die sich ringsherum ausdehnte. Aber den Tag kam der Bengel nicht wieder; er strich im Walde herum, um Vogelnester auszunehmen.

Am nächsten Morgen kam er wieder. Coco hatte sich ganz schwach niedergelegt. Als er den Jungen sah, erhob er sich und wartete darauf, an einem anderen Fleck festgemacht zu werden. Aber der kleine Bauernjunge rührte sich nicht, er blickte das Tier an, warf ihm eine Hand voll feuchter Erde an den Kopf, der sich an dem weißen Haar breitdrückte, und pfeifend ging er davon.

Das Pferd blieb noch stehen, so lange es den Jungen sehen konnte. Da es wohl fühlte, daß seine Versuche, einen Grashalm in der Nähe zu erreichen, umsonst waren, streckte es sich wieder auf die Erde und schloß die Augen.

Am nächsten Tage kam Zidor nicht wieder, als er sich am übernächsten Tage dem lang hingestreckten Coco näherte, entdeckte er: der Gaul war tot.

Da blieb er stehen, betrachtete das Tier, zufrieden mit dem, was er gethan, und doch zugleich erstaunt, daß es schon aus sei. Er berührte es mit dem Fuß, hob eins der Beine, ließ es zurückfallen, setzte sich auf den Gaul und blieb dann sitzen, indem er vor sich ins Gras starrte und nachdachte.

Er kehrte auf den Hof zurück, aber er sagte

nichts von dem, was geſchehen, denn er wollte noch zu den Stunden, wo er ſonſt immer das Pferd umſteckte, herumſtreifen.

Am nächſten Tage ging er hin, Raben flogen fort, als er ſich näherte, unzählige Fliegen ſaßen auf dem Aas und ſummten und brummten.

Als er heimkehrte, meldete er es. Das Tier war ſchon alt, ſo war niemand weiter erſtaunt darüber, und der Bauer ſagte nur zu zwei Knechten:

— Nehmt mal ein paar Schaufeln mit und macht eine Grube, wo er gerade liegt!

Die Männer verſcharrten das Pferd genau an der Stelle, wo es vor Hunger geſtorben war.

Und das Gras wuchs dicht, grün, kräftig, gedüngt von dem armen Leibe.

Die Hand

Man drängte ſich um den Unterſuchungsrichter Bermutier, der ſeine Anſicht äußerte über den myſteriöſen Fall in Saint Cloud. Seit einem Monat entſetzte dies unerklärliche Verbrechen Paris. Niemand konnte es erklären.

Herr Bermutier ſtand, den Rücken gegen den Kamin gelehnt da, ſprach, ſichtete die Beweisſtücke, kritiſierte die verſchiedenen Anſichten darüber, aber er ſelbſt gab kein Urteil ab.

Ein paar Damen waren aufgeſtanden, um näher zu ſein, blieben vor ihm ſtehen, indem ſie an den glattraſierten Lippen des Beamten hingen, denen ſo ernſte Worte entſtrömten. Sie zitterten und ſchauerten ein wenig zuſammen in neugieriger Angſt und dem glühenden unerſättlichen Wunſch nach Grauenhaftem, der ihre Seelen quälte und peinigte.

Eine von ihnen, bleicher als die anderen, ſagte während eines Augenblicks Stillſchweigen:

— Das iſt ja ſchrecklich! Es iſt wie etwas Übernatürliches dabei. Man wird die Wahrheit nie erfahren.

Der Beamte wandte ſich zu ihr:

— Ja, gnädige Frau, wahrſcheinlich wird man

es nicht erfahren, aber wenn Sie von Übernatürlichem sprechen, so ist davon nicht die Rede. Wir stehen vor einem sehr geschickt ausgedachten und ungemein geschickt ausgeführten Verbrechen, das so mit dem Schleier des Rätselhaften umhüllt ist, daß wir die unbekannten Nebenumstände nicht zu entschleiern vermögen.

Aber ich habe früher einmal selbst einen ähnlichen Fall zu bearbeiten gehabt, in den sich auch etwas Phantastisches zu mischen schien. Übrigens mußte man das Verfahren einstellen, da man der Sache nicht auf die Spur kam.

Mehrere Damen sagten zu gleicher Zeit, so schnell, daß ihre Stimmen zusammenklangen:

— Ach Gott, erzählen Sie uns das!

Der Beamte lächelte ernst, wie ein Untersuchungsrichter lächeln muß, und sagte:

— Glauben Sie ja nicht, daß ich auch nur einen Augenblick gemeint habe, bei der Sache wäre etwas Übernatürliches. Es geht meiner Ansicht nach alles mit rechten Dingen zu. Aber wenn sie statt ‚übernatürlich' für das was wir nicht verstehen, einfach ‚unaufklärbar' sagen, so wäre das viel besser. Jedenfalls interessierten mich bei dem Fall, den ich Ihnen erzählen werde, mehr die Nebenumstände. Es handelte sich etwa um folgendes:

Ich war damals Untersuchungsrichter in Ajaccio, einer kleinen weißen Stadt an einem wundervollen Golf, der rings von hohen Bergen umstanden ist. Ich hatte dort hauptsächlich Vendetta-Fälle zu ver-

folgen. Es giebt wundervolle, so tragisch wie nur möglich, wild und leidenschaftlich.

Dort kommen die schönsten Rächerakte vor, die man sich nur träumen kann, Jahrhunderte alter Haß, nur etwas verblaßt, aber nie erloschen. Unglaubliche Listen, Mordfälle, die zu wahren Massakren, sogar beinahe zu herrlichen Thaten ausarten.

Seit zwei Jahren hörte ich nur immer von der Blutrache, diesem furchtbaren, korsischen Vorurteil, das die Menschen zwingt, Beleidigungen nicht bloß an der Person, die sie gethan, zu rächen, sondern auch an den Kindern und Verwandten. Ich hatte ihm Greise, Kinder, Vettern zum Opfer fallen sehen, ich steckte ganz voll solcher Geschichten.

Da erfuhr ich eines Tages, daß ein Engländer auf mehrere Jahre eine im Hintergrund des Golfes gelegene Villa gemietet. Er hatte einen französischen Diener mitgebracht, den er in Marseille gemietet.

Bald sprach alle Welt von diesem merkwürdigen Manne, die in dem Haus allein lebte und nur zu Jagd und Fischfang ausging. Er redete mit niemand, kam nie in die Stadt, und jeden Morgen übte er sich ein oder zwei Stunden im Pistolen- oder Karabiner-Schießen.

Allerlei Legenden bildeten sich um den Mann. Es wurde behauptet, er wäre eine vornehme Persönlichkeit, die aus politischen Gründen aus seinem Vaterlande entflohen. Dann ging das Gerücht, daß er sich nach einem furchtbaren Verbrechen hier versteckt hielt; man erzählte sogar grauenvolle Einzelheiten.

Ich wollte in meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter etwas über den Mann erfahren, aber es war mir nicht möglich. Er ließ sich Sir John Rowell nennen. Ich begnügte mich also damit, ihn näher zu beobachten, und ich kann nur sagen, daß man mir nichts irgendwie Verdächtiges mitteilen konnte.

Aber da die Gerüchte über ihn fortgingen, immer seltsamer wurden und sich immer mehr verbreiteten, so entschloß ich mich, einmal den Fremden selbst zu sehen, und ich begann regelmäßig in der Nähe seines Besitztums auf die Jagd zu gehen.

Ich wartete lange auf eine Gelegenheit. Endlich bot sie sich mir dadurch, daß ich dem Engländer ein Rebhuhn vor der Nase wegschoß. Mein Hund brachte es mir, ich nahm es auf, entschuldigte mich Sir John Rowell gegenüber und bat ihn artig, die Beute anzunehmen.

Er war ein großer, rothaariger Mann, mit rotem Bart, sehr breit und kräftig, eine Art ruhiger, höflicher Herkules. Er hatte nichts von der sprüchwörtlichen englischen Steifheit und dankte mir lebhaft für meine Aufmerksamkeit in einem, englisch gefärbten, Französisch.

Nach vier Wochen hatten wir fünf oder sechs Mal zusammen gesprochen, und eines Abends, als ich an seiner Thür vorüberkam, sah ich ihn, wie er in seinem Garten rittlings auf einem Stuhl saß und die Pfeife rauchte.

Ich grüßte, und er lud mich zu einem Glase Bier ein. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Er empfing

mich mit aller peinlichen, engliſchen Artigkeit, ſprach im höchſten Lobeston von Frankreich, von Korſika, und erklärte, er hätte dieſes Eiland zu gern.

Da ſtellte ich ihm mit größter Vorſicht, indem ich lebhaftes Intereſſe heuchelte, einige Fragen über ſein Leben und über ſeine Abſichten.

Ohne Verlegenheit antwortete er mir, erzählte mir, er ſei ſehr viel gereiſt, in Afrika, Indien und Amerika und fügte lachend hinzu:

— O, ich haben viele Abenteuer gehabt, o yes!

Dann ſprach ich weiter von der Jagd, und er erzählte mir intereſſante Einzelheiten über die Nilpferd-, Tiger-, Elephanten- und ſogar Gorilla-Jagd.

Ich ſagte:

— Alle dieſe Tiere ſind gefährlich!

Er lächelte:

— O no, die ſchlimmſte iſt die Menſch!

Er lachte gemütlich, in ſeiner behäbigen engliſchen Art und ſagte:

— Ich habe auch viel die Menſch gejagt!

Dann ſprach er von Waffen und forderte mich auf, bei ihm einzutreten, um ein paar Gewehre verſchiedener Syſteme zu beſehen. Das Wohnzimmer war mit ſchwarzer, geſtickter Seide ausgeſchlagen, große, gelbe Blumen ſchlängelten ſich über den dunklen Stoff und leuchteten wie Feuer. Er ſagte:

— Das iſt japaniſche Stickerei!

Aber mitten auf der größten Wand zog ein eigentümlicher Gegenſtand meine Blicke auf ſich. Von vier Ecken mit rotem Sammet umgeben, hob ſich

etwas Seltsames ab. Ich trat näher. Es war eine Hand. Eine menschliche Hand. Nicht die Hand eines Skelettes mit gebleichten, reinlich präparierten Knochen, sondern eine schwarze, vertrocknete Hand mit gelben Nägeln, bloßliegenden Muskeln und alten Blutspuren von dem glatt abgeschnittenen Knochen, als wäre er mitten im Unterarm mit einem Beile abgehackt.

An dem Handgelenk war eine Riesen-Eisenkette befestigt, die mit einem so starken Ring, als wolle man einen Elephant daran binden, die Hand an der Mauer hielt.

Ich fragte:

— Was ist denn das?

Der Engländer antwortete ganz ruhig:

— Das war meine beste Feind; sie kam von Amerika. Das ist mit die Säbel abgeschlagen und die Haut mit scharfe Kiesel abgekratzt und acht Tage in die Sonne getrocknet. Aho, sehr fein für mir!

Ich faßte diese menschlichen Überreste, die einem Koloß angehört haben mußten, an. Diese Hand war gräßlich zu sehen, und unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke an einen fürchterlichen Racheakt auf.

Ich sagte:

— Dieser Mann muß sehr stark gewesen sein!

Der Engländer antworte ganz weich:

— O yes, aber ich war stärker, ich hatte die Kette angebunden, sie zu halten.

Ich meinte, er scherze und sagte:

— Nun, diese Kette ist ja jetzt unnütz, die Hand wird ja nicht davon laufen.

Sir John Rowell antwortete ernſt:

— Er wollte immer fortlaufen, die Kette war nötig.

Mein Blick ruhte fragend auf ſeinem Geſicht, und ich ſagte mir: Iſt der Kerl verrückt, oder iſt es ein ſchlechter Witz?

Aber ſein Geſicht blieb unbeweglich ruhig, voller Wohlwollen, er ſprach von anderen Dingen, und ich bewunderte ſeine Gewehre.

Aber ich bemerkte, daß geladene Revolver hier und da auf den Tiſchen lagen, als ob er in ſtändiger Furcht vor einem Angriff lebte.

Ich beſuchte ihn noch ein paar Mal, dann nicht mehr, man hatte ſich an ſeine Anweſenheit gewöhnt, er war uns allen unintereſſant geworden.

*

Ein ganzes Jahr verſtrich, da weckte mich eines Morgens, Ende September, mein Diener mit der Meldung, Sir John Rowell wäre in der Nacht ermordet worden.

Eine halbe Stunde ſpäter betrat ich mit dem Gendarmerie-Hauptmann das Haus des Engländers. Der Diener ſtand ganz verzweifelt vor der Thür und weinte. Ich hatte zuerſt den Mann in Verdacht, aber er war unſchuldig. Den Schuldigen hat man nie entdecken können.

Als ich in das Wohnzimmer des Sir John Rowell trat, ſah ich auf den erſten Blick mitten in dem Raum die Leiche auf dem Rücken liegen. Die Weſte

war zerriſſen, ein Ärmel hing herab, alles deutete darauf hin, daß ein furchtbarer Kampf ſtattgefunden hatte.

Der Engländer war erwürgt worden, ſein ſchwarzes, gedunſenes Geſicht hatte etwas Gräßliches und ſchien ein furchtbares Entſetzen auszudrücken. Zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen ſteckte etwas und ſein blutiger Hals war von fünf Löchern durchbohrt, als wären fünf Eiſenſpitzen dort eingedrungen.

Ein Arzt folgte uns, er betrachtete lange die Fingerſpuren im Fleiſch und that die ſeltſame Äußerung:

— Das iſt ja, als ob er von einem Skelett erwürgt worden wäre.

Ein Schauder lief mir über den Rücken, und ich blickte zur Wand, auf die Stelle, wo ich ſonſt die entſetzliche Hand geſehen. Sie war nicht mehr da, die Kette hing zerbrochen herab.

Da beugte ich mich zu dem Toten nieder und fand in ſeinem verzerrten Mund einen der Finger dieſer verſchwundenen Hand. Gerade am zweiten Glied von den Zähnen abgebiſſen, oder vielmehr abgeſägt.

Die Unterſuchung wurde eingeleitet, man fand nichts, keine Thür war aufgebrochen worden, kein Fenſter, kein Möbel. Die beiden Wachthunde waren nicht wach geworden.

Die Ausſage des Dieners war etwa folgende:

Seit einem Monat ſchien ſein Herr ſehr erregt, er hatte viele Briefe bekommen, aber ſie ſofort wieder verbrannt. Oft nahm er in einem Wutanfall, faſt

tobſuchtartig, eine Reitpeiſche und ſchlug ein auf dieſe vertrocknete Hand, die an die Mauer geſchmiedet und, man weiß nicht wie, zur Stunde, als das Verbrechen geſchehen, geraubt worden war.

Er ging ſehr ſpät zu Bett und ſchloß ſich jedesmal ſorgfältig ein. Er hatte immer Waffen bei der Hand, manchmal ſprach er Nachts laut, als zankte er ſich mit jemandem. Dieſe Nacht hatte er aber zufällig keinen Lärm gemacht, und der Diener hatte Sir John erſt ermordet vorgefunden, als er die Fenſter öffnete. Er hatte niemandem im Verdacht.

Was ich wußte, teilte ich dem Beamten und der Polizei mit, und auf der ganzen Inſel wurde ſorgfältig nachgeforſcht — man entdeckte nichts.

Da hatte ich eine Nacht, ein Vierteljahr nach dem Verbrechen, einen furchtbaren Traum. Es war mir, als ſähe ich die Hand, die entſetzliche Hand wie einen Skorpion, wie eine Spinne längs der Vorhänge hinhuſchen. Dreimal wachte ich auf, dreimal ſchlief ich wieder ein, dreimal ſah ich dieſes entſetzliche Überbleibſel um mein Zimmer herumjagen, indem es die Finger wie Pfoten bewegte.

Am nächſten Tage brachte man mir die Hand, die man auf dem Kirchhof, wo Sir John Rowell begraben war, da man ſeine Familie nicht eruiert hatte, auf ſeinem Grabe gefunden hatte.

Der Zeigefinger fehlte.

Das, meine Damen, iſt meine Geſchichte, mehr weiß ich nicht.

Die Damen waren bleich geworden, zitterten, und eine von ihnen rief:

— Aber das ist doch keine Lösung und keine Erklärung, wir können ja garnicht schlafen, wenn Sie uns nicht sagen, was Ihrer Ansicht nach passiert ist.

Der Beamte lächelte ernst:

— O meine Damen, ich will Sie gewiß nicht um Ihre schönsten Träume bringen, ich denke ganz einfach, daß der Besitzer dieser Hand gar nicht tot war und daß er einfach gekommen ist, um sie mit der Hand wieder zu holen, die ihm übrig geblieben war; aber ich weiß nicht, wie er das angestellt hat. Das wird eine Art Vendetta sein.

Eine der Damen flüsterte:

— Nein, das kann nicht so gewesen sein!

Und der Untersuchungsrichter schloß immer noch lächelnd:

— Ich habe es Ihnen doch gesagt, daß meine Erklärung Ihnen nicht passen würde.

Der Krüppel

Digitized by Google

Er hatte einſt beſſere Tage geſehen, trotz ſeines Elendes und ſeiner Zerlumptheit. Als er fünfzehn Jahre alt war, hatte ihn auf der Chauſſee bei Varville ein Wagen überfahren und ihm beide Beine gebrochen.

Seit der Zeit bettelte er, indem er ſich an den Wegen entlang zu den Bauerhöfen hinſchleppte, auf ſeine beiden Krücken geſtützt, die ihm die Schultern bis zum Hals hinauf drückten, ſo daß ſein Kopf wie verſunken zwiſchen zwei Hügeln erſchien.

Er war ein Findling, den der Pfarrer von Billettes am Abend vor Allerheiligen gefunden, deshalb Nikolaus Touſſaint getauft und aus Barmherzigkeit großgezogen hatte. Der Junge hatte nichts gelernt und war ganz verdummt, als ihn der Dorfbäcker einmal mit ein paar Gläſern Schnaps aus Ulk betrunken gemacht hatte. Seitdem war er Vagabund und konnte nichts anderes thun, als die Hand um ein Almoſen auszuſtrecken.

Früher überließ ihm die Baronin Avary eine alte Strohſcheune beim Hühnerſtall in ihrem Meierhof neben dem Schloß, zum Schlafen, und an Tagen, wo er großen Hunger hatte, war er außerdem ſicher,

ein Stück Brot und ein Glas Apfelwein in der Küche zu bekommen.

Ab und zu erhielt er dann noch ein Almosen, das ihm die alte Dame von der Terrasse oder aus ihrem Fenster hinunterwarf. Aber jetzt war sie tot.

Auf den Dörfern bekam er kaum etwas, man kannte ihn zu gut, man hatte ihn satt gekriegt die vierzig Jahre, die man jetzt seinen zerlumpten verkrüppelten Leib auf den beiden Holzfüßen dahinschreiten sah. Aber er wollte nicht fort, denn er kannte auf der ganzen Welt nur diese Gegend, die drei oder vier Dörfer, wo er sein elendes Dasein verbrachte.

Er wußte nicht, ob die Welt sich noch weit hinter den Bäumen, die immer seinen Blick begrenzten, ausdehne. Er fragte auch gar nicht darnach, und wenn die Bauern, die es satt hatten, ihn fortwährend am Gartenrand oder an den Grenzgräben zu sehen, ihm zuriefen:

— Warum machst Du nicht mal, daß Du weiter kommst, statt immer hier rumzulungern!

So antwortete er nicht, ging davon, eine unbestimmte Angst vor dem Unbekannten im Herzen, die Angst eines Armen, der tausend Dinge fürchtet, neue Gesichter, Beleidigungen, verdächtige Blicke von Leuten, die ihn nicht kennen, und die Begegnung mit den Gendarmen, die zu zweit auf der Straße gehen, vor denen er immer instinktiv sich hinter den Büschen oder Steinhaufen versteckte.

Wenn er ihre Knöpfe nur von weitem in der Sonne leuchten sah, kam plötzlich eine seltsame Be-

weglichkeit über ihn, die Beweglichkeit des Tieres, das eine Zuflucht sucht. Er warf seine Krücken fort, ließ sich wie ein Haufen Lumpen fallen, rollte sich zusammen, ward ganz klein, unsichtbar, daß seine braunen, abgerissenen Kleider mit dem Boden eins wurden.

Trotzdem hatte er nie mit den Gendarmen zu thun gehabt, aber es steckte ihm im Blut, als hätte er diese Angst und die Vorsicht von seinen Eltern ererbt, die er nie gekannt.

Er hatte keine Zuflucht, kein Dach, keine Hütte, kein Unterkommen; er schlief im Sommer überall, im Winter schlüpfte er in eine Scheune, irgendwo in einen Stall, mit unglaublicher Geschicklichkeit; ehe man etwas von ihm bemerkt, war er wieder davon. Er kannte alle Löcher, um in ein Gebäude hineinzukriechen, und da das fortwährende Gehen auf Krücken seinen Armen erstaunliche Kraft verliehen, kletterte er, nur mit den Händen sich haltend, bis oben in die Heuböden hinauf, wo er manchmal vier oder fünf Tage liegen blieb, ohne sich zu rühren, wenn er auf seinen Gängen genügend Vorräte eingeheimst.

Er lebte wie ein Tier dahin unter den Menschen, ohne jemand zu kennen, jemand zu lieben, denn bei den Bauern erweckte er nur eine verächtliche Gleichgültigkeit oder resignierte Feindschaft.

Man hatte ihn ‚Glocke' genannt, weil er zwischen seinen beiden Holzkrücken, wie eine Glocke in ihren Lagern hin und herschwankte.

Seit zwei Tagen hatte er nun nichts gegessen.

niemand gab ihm mehr etwas, sie hatten ihn wirklich satt, und die Bauern schrien ihm unter der Thür schon von weitem zu:

— Mach, daß Du fortkommst, Du Lump, vor drei Tagen erst habe ich Dir was gegeben.

Und er machte auf seinen beiden Krücken Kehrt, wandte sich zum nächsten Hof, wo man ihn ebenso empfing. Die Weiber erklärten von einer Thür zur andern:

— Man kann doch den Nichtsnutz nicht das ganze Jahr füttern!

Aber der Nichtsnutz mußte doch täglich essen!

Er hatte jetzt Saint Hilaire, Varville und Les Billettes abgeklappert, ohne nur auch einen Centime oder ein Stück Brot zu bekommen, und jetzt hoffte er nur noch auf Tournolles, aber dorthin hatte er noch zwei Meilen, und er fühlte sich so matt, daß er sich nicht mehr fortschleppen konnte, denn sein Leib war eben so leer wie seine Tasche; aber trotzdem setzte er sich in Gang.

Es war im Dezember, kalter Wind wehte über die Felder, pfiff durch die Thäler, und die Wolken jagten eilend über den dunklen Himmel, man wußte nicht wohin.

Der Krüppel ging langsam; mit unendlicher Mühe setzte er seine Krücken immer ein Stück vorwärts, schleppte sich auf dem Beinstumpf, der ihm noch geblieben und im Holzfuß steckte und um den ein paar Lumpen herumhingen. Ab und zu setzte er sich in den Graben und ruhte ein paar Minuten.

Der Hunger brachte eine dumpfe Verzweiflung über ihn, er hatte nur den einen Gedanken: essen! Aber er wußte nicht, wie er das anfangen sollte.

Drei Stunden schleppte er sich langsam des Weges. Als er dann die Bäume des Dorfes sah, beeilte er sich. Der erste Bauer, dem er begegnete und den er um ein Almosen bat, antwortete ihm:

— Da bist Du wieder, alter Lump? Werden wir Dich denn nie los werden?

Und die ‚Glocke' ging weiter. Von Thür zu Thür beschimpfte man ihn und schickte ihn fort, ohne ihm etwas zu geben, aber geduldig und beharrlich setzte er seinen Weg fort.

Nicht einen Pfennig heimste er ein. Da ging er zu den Meierhöfen, aber jetzt schon so müde, daß er seine Krücken nicht mehr heben konnte. Überall ward er fortgejagt.

Es war einer jener kalten, traurigen Tage, die einem das Herz zusammenschnüren und an denen die Seele dunkel wird, die Hand sich nicht öffnen mag, zu schenken und zu helfen.

Als er alle Höfe der Reihe nach abgeklappert hatte, die er kannte, fiel er in einen Graben am Hof des Bauern Chiquet. Er hakte aus, wie man immer sagte, um auszudrücken, daß er sich von den Krücken, niedergleiten ließ.

Lange blieb er unbeweglich; der Hunger peinigte ihn, aber der Krüppel war zu stumpfsinnig, als daß er sein Elend recht erfaßt hätte. Er wartete auf

irgend etwas, mit jener unbestimmten Erwartung, die immer in uns Menschen ist.

Er wartete am Hofesrand in dem eisigen Wind auf das Wunder, das vom Himmel oder von den Menschen kommen sollte, ohne sich zu fragen, wie, warum, woher.

Eine Anzahl schwarzer Hühner lief vorbei, die ihre Nahrung in der Erde suchten, die alle nährt. Alle Augenblicke pickten sie mit ihrem Schnabel ein Korn oder ein unsichtbares, kleines Wesen auf und setzten ihren langsamen, erfolgreichen Jagdzug fort.

Glocke sah ihnen zu, ohne etwas zu denken. Da regte sich ihm mehr im Bauch als im Kopf das Gefühl, irgend eins dieser Tiere, auf einem Feuer von morschen Zweigen geröstet, wäre nicht übel für ihn. Der Gedanke an einen Diebstahl kam ihm gar nicht.

Er nahm einen Stein, der ihm gerade zur Hand lag, und da er ganz geschickt war, tötete er mit einem Wurf das nächste Huhn auf dem Fleck. Das Tier fiel auf die Seite, schlug noch mal mit den Flügeln, die andern flohen davon, sich auf ihren schnellen Pfoten wiegend, und Glocke kletterte wieder an seinen Krücken in die Höhe und ging ein Stück hin, um seine Beute aufzulesen, mit genau derselben Bewegung, wie die Hühner.

Als er sich dem kleinen, schwarzen Körper näherte, mit dem roten Fleck am Kopf, bekam er einen furchtbaren Stoß in den Rücken, daß die Krücken fortflogen und er zehn Schritt weit auf dem Boden hinschoß.

Der Bauer Chiquet stürzte sich wütend auf den

Dieb, bedachte ihn mit einer Tracht Prügel, ſchlug drauf los wie verrückt, wie eben ein Bauer driſcht, den man beſtiehlt; mit Fauſt und Knie den ganzen Körper des Krüppels, der ſich nicht verteidigen konnte, bedeckend.

Leute aus dem Hof kamen dazu, die ihrem Herrn halfen, dem Bettler eine Tracht Prügel zu verabreichen. Als ſie dann genug geſchlagen hatten, hoben ſie ihn auf, brachten ihn fort und ſteckten ihn, während man den Gendarm holte, in den Holzſtall.

Glocke war halb tot, er blutete und kam faſt um vor Hunger. Er blieb unbeweglich auf dem Boden liegen. Es ward Abend, dann Nacht, dann wieder Morgen, er hatte noch immer nichts zu eſſen bekommen.

Mittags kamen endlich die Gendarmen, öffneten vorſichtig die Thür, denn ſie erwarteten Widerſtand, da der Bauer behauptet, der Krüppel hätte ihn angegriffen, und er hätte ſich nur mit Mühe ſeiner erwehren können.

Der Wachtmeiſter ſchrie:

— Vorwärts, aufſtehen!

Aber Glocke konnte ſich nicht mehr bewegen. Er verſuchte wohl ſich an ſeinen Krücken in die Höhe zu ziehen, aber es gelang ihm nicht. Man meinte, er verſtellte ſich, es wäre böſer Wille des Übelthäters, und die beiden Bewaffneten ſtießen ihn, ergriffen ihn und hoben ihn auf die Krücken.

Die Furcht hatte ihn gepackt, jene Furcht des Landſtreichers, die Angſt des Wildes vor dem Jäger,

der Maus vor der Katze, und mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, stehen zu bleiben.

— Vorwärts! — sagte der Wachtmeister. Er ging. Die ganzen Leute vom Hof sahen dem Abmarsch zu, die Frauen drohten mit der Faust, die Männer lachten und schimpften. Na, endlich hatte man ihn mal festgenommen, nun war man ihn los.

Er ging dahin zwischen den beiden Gendarmen, er fand die verzweifelte Kraft, sich noch bis zum Abend fortzuschleppen, ganz von Sinnen, nicht wissend, was ihm eigentlich geschah, zu verstört, als daß er irgend etwas begriffen hätte.

Die Leute, die ihnen begegneten, blieben stehen, um ihn vorübergehen zu sehen, und die Bauern brummten:

— Der hat gemaust!

Nachts kam man endlich in den Hauptort, den er bis dahin noch nie gesehen. Er ahnte gar nicht, was eigentlich vor sich ging, noch was ihm bevorstand.

Alle diese entsetzlichen, nie vorher erblickten Gegenstände, diese Gesichter, diese neuen Häuser raubten ihm den Verstand. Er sagte nicht ein Wort, er hatte nichts zu sagen. Er begriff nichts mehr.

Er sprach übrigens seit vielen Jahren schon mit keinem Menschen mehr, er hatte fast die Sprache verloren, seine Gedanken waren auch zu verwirrt, um sie in Worte umzusetzen.

Er ward in das Gefängnis des Städtchens geworfen; die Gendarmen kamen gar nicht auf den Ge-

danken, daß er eſſen mußte, und ſo ließ man ihn bis zum anderen Morgen.

Als man kam, um ihn zum Verhör zu holen, beim grauenden Tage, fand man ihn tot am Boden.

So eine Überraſchung!

Digitized by Google

Elternmord

Digitized by Google

Der Verteidiger hatte auf Geistesgestörtheit plädiert. Wie sollte man sich sonst dieses seltsame Verbrechen erklären?

Eines Morgens hatte man in Chatou zwei zusammengebundene Leichen gefunden, Mann und Frau, zwei bekannte Persönlichkeiten der guten Gesellschaft, reich, nicht mehr ganz jung, aber erst seit einem Jahr verheiratet, die Frau war jedoch seit drei Jahren Witwe gewesen.

Man hätte keinen Feind nennen können, den sie gehabt. Ein Raubmord lag offenbar nicht vor, aber es war, als müßten sie über den Uferrand in den Fluß hinab geworfen worden sein, nachdem man sie beide, einen nach dem andern mit einem schweren Eisen erschlagen.

Die Untersuchung hatte kein Ergebnis; die Schiffer wußten nichts, und die Sache würde eingeschlafen sein, hätte sich nicht ein junger Tischler aus dem benachbarten Dorf Georg Louis, allgemein ‚der Bürger' geheißen, der Obrigkeit gestellt.

Auf alle Fragen antwortete er nur:

— Ich kannte den Herrn seit zwei Jahren, die Frau seit einem halben Jahr. Sie kamen oft zu mir,

um alte Möbel reparieren zu lassen, denn ich verstehe mich darauf.

Und als man ihn fragte:

— Warum haben Sie sie denn ermordet? — antwortete er beharrlich:

— Ich habe sie getötet, weil ich sie töten wollte! — Mehr war nicht herauszubekommen.

Der Mann war offenbar ein natürlicher Sohn, der auf dem Land einer Ziehfrau übergeben und da vernachlässigt worden war. Er hieß nur Georg Louis, aber da er, als er größer wurde, seltsam aufgeweckt war, mit natürlichem Geschmack und allerlei Feinheiten, die seine Kameraden nicht besaßen, nannte man ihn den „Bürger" und gar nicht mehr anders.

Er war Tischler geworden und galt für einen außerordentlich geschickten Handwerker; er schnitzte sogar in Holz.

Man hielt ihn für etwas überspannt, Anhänger von kommunistischen, sogar nihilistischen Ideen. Er las viel Hintertreppenromane, und in den Volksversammlungen war er unter Bauern und Arbeitern ein einflußreicher, gewandter Redner.

*

Der Verteidiger plaidierte auf Unzurechnungsfähigkeit.

Wie konnte man in der That annehmen, daß dieser Arbeiter seine besten Kunden ermordet hätte, reiche und gut zahlende, (wie er anerkannte), die ihm

seit zwei Jahren für dreitausend Franken Arbeitslohn eingebracht (seine Bücher wiesen es aus).

Es gab nur eine einzige Erklärung: Geistesgestörtheit, die fixe Idee eines Kranken, der sich an allen Besitzenden, durch die Ermordung von zwei von ihnen, rächen will.

Und der Verteidiger spielte in geschickter Weise auf den Spitznamen „der Bürger", an und rief:

— Ist das nicht eine Ironie, eine Ironie, die wohl im stande ist, den unglücklichen Menschen, der weder Vater noch Mutter hat, verrückt zu machen? Er ist ein glühender Republikaner, was sage ich, er gehört sogar jener politischen Partei an, die einst die Republik standrechtlich erschießen und guillotinieren ließ, und die sie heute mit offenen Armen aufnimmt. Jener Partei, für die Brandstiftung ein Prinzip bedeutet und Mord ein ganz gewöhnliches Mittel zum Zweck.

Jene traurigen Grundsätze, die jetzt in den Volksversammlungen breitgetreten werden, haben diesen Mann auf dem Gewissen.

Er hat gehört, wie Republikaner, ja sogar Frauen, jawohl Frauen, Gambettas und des Präsidenten Grévi Blut gefordert haben. Sein kranker Geist ist dem unterlegen, er hat Blut sehen wollen, das Blut der Bürger.

Meine Herren, Sie müssen nicht ihn anklagen, sondern die Kommune!

Ein beifälliges Murmeln ward gehört, man fühlte, daß der Verteidiger das Spiel gewonnen. Der Staats-

anwalt antwortete nicht. Da ſtellte der Präſident die übliche Frage:

— Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

Der Mann erhob ſich.

Er war klein, flachsblond, mit grauen, ſcharfen, klaren Augen. Seine Stimme klang ſtark, offen und laut, und bei den erſten Worten ſchon hatte man von ihm einen anderen Begriff, als man ſich zuerſt von ihm gemacht.

Er ſprach laut, mit Ausdruck und ſo deutlich, daß man bis in die letzte Ecke des großen Saales jedes Wort verſtand:

— Herr Präſident! Da ich nicht in ein Irrenhaus kommen mag und die Guillotine vorziehe, werde ich alles geſtehen. Ich habe dieſen Mann und dieſe Frau getötet, weil ſie meine Eltern waren. Nun hören Sie, und dann verurteilen Sie mich.

Eine Frau, die ein Kind bekommen hatte, ließ es irgend wohin zu einer Ziehfrau bringen. Hat ſie überhaupt gewußt, wohin ihr Mitſchuldiger das kleine unſchuldige Weſen ſchleppte, das zu ewigem Elend verurteilt worden, zur Schmach außerehelicher Geburt, ja zu mehr noch, zum Tode, da man ſich nicht mehr darum kümmerte und die Ziehfrau, als ſie die monatlichen Zahlungen nicht mehr erhielt, es ſterben laſſen konnte, wie ſolche Frauen es oft thun, ſterben laſſen vor Hunger und vor Vernachläſſigung.

Die Frau, zu der mich der Zufall führte, war eine brave Frau, ehrlicher, braver, eine beſſere Mutter,

als meine Mutter. Sie zog mich groß. Sie that Unrecht, indem sie ihre Pflicht erfüllte. Besser, jene elenden Wesen, die man in die Vororte stößt, wie man Steine hinausfährt, umkommen zu lassen.

Ich ward groß mit dem unbestimmten Gefühl, daß ein Makel an mir hafte. Die anderen Kinder nannten mich eines Tages einen Bastard; sie wußten nicht, was das hieß, sie hatten es irgend einmal zu Haus gehört, ich wußte es auch nicht, aber ich fühlte es.

Ich war, das kann ich wohl sagen, eines der fleißigsten Kinder in der Schule und, Herr Präsident, ich wäre auch ein ehrlicher, ein tüchtiger Mann geworden, wenn meine Eltern nicht das Verbrechen begangen hätten, sich nicht um mich zu kümmern.

Ja, dieses Verbrechen haben sie gegen mich begangen, ich war das Opfer, sie die Schuldigen. Ich konnte mich nicht wehren, sie fühlten kein Mitleid; sie hätten mich lieben müssen: sie verstießen mich.

Ich verdanke ihnen das Leben, aber ist denn das Leben ein Geschenk? Mein Leben jedenfalls war nur Unglück! Nach ihrer schmachvollen Vernachlässigung war ich ihnen nur noch Rache schuldig. Sie begingen gegen mich das unmenschlichste, infamste, das man gegen ein anderes Wesen begehen kann.

Ein Beleidigter wehrt sich, einer der bestohlen wird, nimmt gewaltsam sein Eigentum zurück. Einer der betrogen und gequält wird, tötet; einer der geschlagen wird, tötet, einer der entehrt wird, tötet — alle diese handeln im Affekt, im Zorn.

Ich bin moralisch mehr bestohlen, betrogen, ge-

quält, geschlagen und entehrt worden, als alle, denen Sie den Zorn als Milderungsgrund anrechnen.

Ich habe getötet, es war mein unantastbares Recht; ich habe ihr glückliches Leben genommen für das furchtbare Leben, das sie mir gegeben hatten.

Sie werden es Elternmord nennen, aber waren das meine Eltern, diese Leute, für die ich eine schreckliche Last bedeutete, ein Schreck, ein Makel, für die meine Geburt ein Unglück gewesen ist und mein Leben ewig drohende Schande?

Sie suchten egoistisches Vergnügen, Wollust, es ward ein Kind daraus, sie haben das Kind beseitigt, nun war es an mir, ihnen das gleiche zu thun.

Und doch noch im letzten Augenblick wäre ich bereit gewesen, sie zu lieben. Vor zwei Jahren habe ich Ihnen gesagt, kam der Mann, der mein Vater war, zum ersten Mal zu mir. Ich hatte von nichts eine Ahnung. Er bestellte zwei Möbelstücke.

Er hatte sich, das erfuhr ich später, beim Pfarrer nach mir erkundigt, wohl verstanden, unter dem Siegel des Geheimnisses. Er kam öfters wieder, er gab mir Arbeit und bezahlte gut.

Manchmal sprach er von diesem und jenem mit mir, und ich hatte ihn gern.

Anfang dieses Jahres brachte er einmal seine Frau, meine Mutter mit. Als sie eintrat, zitterte sie so stark, daß ich meinte, sie wäre nervenkrank.

Sie bat um einen Stuhl und ein Glas Wasser. Sie sagte nichts, sie betrachtete meine Möbel mit irren Blick und antwortete nur ja und nein, wüst

durcheinander, auf alle Fragen, die er ſtellte. Als ſie fort waren, meinte ich, ſie wäre wohl ein wenig verrückt.

Im nächſten Monat kamen ſie wieder. Sie war ruhig, voller Selbſtbeherrſchung. An dem Tage blieben ſie lange und gaben mir einen großen Auftrag.

Ich ſah ſie noch dreimal, ohne etwas zu ahnen, wieder. Aber eines Tages begann ſie von meinem Leben, meiner Kindheit und meinen Eltern zu ſprechen. Ich antwortete:

— Meine Eltern, gnädige Frau, ſind Elende geweſen, die mich verlaſſen haben.

Da preßte ſie die Hand aufs Herz und verlor die Beſinnung. Ich dachte ſofort:

— Das iſt meine Mutter! — aber ich hütete mich wohl, etwas merken zu laſſen. Nun erkundigte ich mich meinerſeits, und erfuhr, daß ſie erſt ſeit dem vergangenen Jahr verheiratet waren, und daß meine Mutter drei Jahre Witwe geweſen. Das Gerücht ging, ſie hätte mit ihrem jetzigen Mann ein Verhältnis gehabt, während der erſte Mann noch lebte, aber einen Beweis gab es nicht. Ich war der Beweis, der Beweis, den man zuerſt verborgen und dann gehofft hatte, ganz zu beſeitigen.

Ich wartete, ſie erſchien eines Tages wieder, von meinem Vater begleitet. An dieſem Tage war ſie ſehr bewegt, ich weiß nicht warum. Dann ſagte ſie zu mir, ehe ſie fortgingen:

— Ich wünſche Ihnen alles Gute, denn Sie ſcheinen ein tüchtiger Arbeiter und ein braver Menſch

zu ſein. Sie werden ſich wohl eines Tages verheiraten wollen, da will ich Ihnen behilflich ſein, die Frau zu wählen, die Sie mögen. Ich bin einmal gegen meinen Wunſch verheiratet worden, und ich weiß, wie man darunter leidet. Nun bin ich reich, habe keine Kinder und bin Herrin meines Geldes. Hier haben Sie eine Mitgift.

Und ſie gab mir ein großes, verſiegeltes Couvert. Ich ſah ſie ſtarr an, dann ſagte ich:

— Sie ſind meine Mutter!

Sie wich drei Schritte zurück und verbarg die Augen mit der Hand, um mich nicht zu ſehen. Er, der Mann, mein Vater, fing ſie in den Armen auf und ſchrie mich an:

— Sind Sie verrückt?

Ich antwortete:

— Durchaus nicht! Ich weiß wohl, daß Sie meine Eltern ſind. Mich betrügt man nicht. Geben Sie es zu, und ich werde das Geheimnis bewahren, ich werde Ihnen nichts nachtragen, und ich werde bleiben was ich bin, ein einfacher Tiſchler.

Er wich bis an die Thür zurück, immer ſeine Frau in den Armen, die zu ſchluchzen begann. Ich lief hin, ſchloß die Thür ab, ſteckte den Schlüſſel ein und ſagte:

— Sehen Sie ſie doch an, und nun leugnen Sie noch, daß ſie meine Mutter iſt!

Da ward er wütend, wurde totenblaß, entſetzt bei dem Gedanken, daß der Skandal, den er bisher vermieden, nun plötzlich ans Licht kommen könnte und

mit einemmal ihre Stellung, ihr Name, ihre Ehre verloren wäre, und er ſtammelte:

— Sie ſind ein Erpreſſer, Sie wollen uns nur Geld entlocken. Man muß dieſem Volk nur Gutes thun, dieſer Canaille, natürlich, nur Gutes thun!

Meine Mutter wiederholte fortwährend verzweifelt:

— Gehen wir doch! Gehen wir!

Da rief er, weil die Thür verſchloſſen war:

— Wenn Sie nicht ſofort die Thür öffnen, werde ich Sie ins Gefängnis bringen wegen Erpreſſung und Freiheitsberaubung, hören Sie!

Ich war ganz Herr meiner ſelbſt geblieben, öffnete die Thür und ſah ihnen nach, wie ſie in der Dunkelheit verſchwanden.

Da war es mir plötzlich, als wäre ich Waiſe geworden, als wäre ich mutterſeelen allein in den Rinnſtein geſtoßen. Eine furchtbare Traurigkeit, Zorn, Haß, Ekel, kam über mich, alles empörte ſich in mir, ich wollte Gerechtigkeit, Recht, Ehre, Liebe.

Ich rannte ihnen nach, um ſie an der Seine einzuholen, den Weg, den ſie machen mußten zum Bahnhof von Chatou. Bald traf ich ſie. Die Nacht war pechſchwarz.

Ich ſchlich auf dem Graſe hinter ihnen drein, daß ſie mich nicht hörten. Meine Mutter weinte fortwährend. Mein Vater ſagte:

— Du biſt daran ſchuld, warum wollteſt Du ihn wiederſehen, das war in unſerer Lage ein Unſinn. Man hätte ihm von weitem ſchon etwas zukommen

lassen können, ohne sich zu verraten. Da wir ihn doch nicht anerkennen können, wozu dann diese gefährlichen Besuche!

Da stürzte ich mich ihnen entgegen und bat und stammelte:

— Ihr seid meine Eltern, ihr habt mich schon einmal verstoßen, wollt ihr mich zum zweiten Mal verstoßen?

Doch er ward wütend, erhob die Hand gegen mich. Ich schwöre es auf meine Ehre, auf das Gesetz, er schlug mich, und als ich ihn bei der Kehle packte, zog er einen Revolver aus der Tasche.

Mir ward es wie Blut vor den Augen, ich weiß nicht mehr was ich that, aber ich hatte ein Instrument in der Tasche und damit schlug ich auf ihn drein, so stark ich konnte. Da begann sie zu schreien:

— Hilfe! Mörder!

Sie riß mich beim Bart. Wahrscheinlich habe ich sie auch getötet, weiß ich was ich that? Habe ich 's in dem Moment gewußt?

Als ich sie dann beide am Boden liegen sah, warf ich sie in die Seine, ohne an irgend etwas zu denken.

So, ich bin fertig, nun bitte ich um mein Urteil!

*

Der Angeklagte setzte sich. Angesichts dieser Enthüllung wurde die Sache auf die nächste Session vertagt.

Er wird bald abgeurteilt werden.

Wenn wir Geſchworene wären, wie urteilten wir wohl über dieſen Elternmord?

Digitized by Google

Der Lummen-Felsen

Digitized by Google

Jetzt ist die Strichzeit der Lummen.*) Vom April bis Ende Mai, ehe die Pariser Badegäste ankommen, erscheinen plötzlich in Étretat ein paar alte Herren in hohen Stiefeln und Jagdanzügen. Sie bringen vier oder fünf Tage im Hotel Hauville zu, verschwinden wieder, kommen drei Wochen später abermals und gehen dann nach kurzem Aufenthalt endgiltig davon.

In jedem Frühjahr erblickt man sie von neuem. Das sind die letzten Lummen-Jäger, die von der alten Garde noch übrig sind, denn einst war es eine Anzahl von etwa zwanzig fanatischen Liebhabern, so vor dreißig oder vierzig Jahren, jetzt sind es nur ein paar ganz vereinzelte, enragierte Schützen.

Die Lumme ist ein sehr seltener Zugvogel. Er hält sich fast das ganze Jahr an den Gestaden der Neuen Welt, auf den Inseln St. Pierre und Miquelon, auf, aber in der Balzzeit überfliegt eine ganze Anzahl den Ozean, und jährlich kommen sie immer nach demselben Ort, um bei Étretat Eier zu legen und zu brüten an den sogenannten Lummen-Felsen.

Die Tiere giebt es nur dort, nirgends sonst. Sie

*) Eine Gattung Taucher vögel.

sind immer gekommen, man hat sie immer geschossen und sie kommen immer wieder und werden immer wiederkommen. Sobald die Jungen flügge sind, ziehen sie davon und verschwinden bis zum nächsten Jahr.

Warum gehen sie nie anderwärts? Warum suchen sie keinen andern Punkt dieser langen weißen Küste auf, die überall dieselbe ist von Calais bis Havre? Welche Gewalt, welch unwiderstehlicher Instinkt, welche Jahrhunderte lange Gewohnheit bringt diese Vögel dazu, immer an diesen Punkt zurückzukehren?

Welcher erste Auswandererflug, welcher Sturm vielleicht hat einst ihre Urväter an diesen Fels verschlagen? Und warum sind die Kinder, die Enkel, alle Nachkommen der ersten hierher zurückgekehrt?

Zahlreich sind sie nicht, höchstens hundert Stück, als ob eine einzige Familie aus Tradition diese jährliche Reise machte. Und jedes Frühjahr, sobald die kleine Zugvögelschaar auf den Fels eingekehrt ist, erscheinen dieselben Jäger im Dorf.

Man hat sie einst noch als junge Leute gekannt, heute sind sie alt, aber sie bleiben dem regelmäßigen Stelldichein, das sie sich seit dreißig oder vierzig Jahren gaben, treu.

Um nichts in der Welt würden sie fehlen.

*

An einem Mondscheinabend des April in einem der letzten Jahre, waren eben drei der alten Jäger angekommen; nur einer, Herr von Arnelles fehlte. Er

hatte niemandem geschrieben und nichts von sich hören lassen, und doch war er nicht gestorben etwa, wie so viele andere, das hätte man gewußt.

Endlich setzten sich die ersten Ankömmlinge, des Wartens müde, zu Tisch; das Essen war beinahe zu Ende, als ein Wagen in den Hof des Wirtshauses rollte, und bald trat der Spätling ein.

Er setzte sich, rieb sich die Hände, aß mit großem Appetit, und da einer seiner Freunde sich wunderte, daß er im schwarzen Gehrock war, antwortete er ganz ruhig:

— Ich hatte keine Zeit mehr, mich umzuziehen.

Bald nach Tisch ging man zu Bett, denn um die Vögel zu erwischen, muß man vor Tagesanbruch aufstehen. Nichts ist so köstlich wie diese Jagd, diese Frühpürsche.

Gegen drei Uhr wecken Matrosen die Jäger, indem sie Sand an die Fenster werfen. In wenigen Minuten sind sie angezogen und kommen herab. Obgleich die Dämmerung noch nicht angebrochen ist, sind doch die Sterne schon etwas verblaßt; das Meer braust auf den Steinen am Ufer, es weht eine frische Brise, daß man ein wenig fröstelt, trotz der dicken Anzüge.

Bald rutschen die beiden Barken, von den Männern geschoben, auf dem mit runden Kieseln bedeckten Strande hinab mit einem Ton, als würde Leinwand zerfetzt. Dann wiegen sie sich auf den ersten Wellen, das braune Segel wird gehißt, bläht sich ein wenig, flattert, füllt sich dann und leicht trägt es uns davon

zum großen Thor, das man unbestimmt in der Dämmerung sieht.

Der Himmel hellt sich auf, die Dämmerung scheint zu schmelzen; die Küste, der lange, weiße Klippenstrich, gerade aufgebaut wie eine Mauer, ist wie von einem Schleier bedeckt.

Man fährt durch ein Thor, so groß, daß ein Seeschiff hindurchkönnte, biegt um das Kap Courtine, und dann sieht man das Thal von Artifer und das Kap gleichen Namens vor sich, und plötzlich gewahrt man einen Strand, auf dem hunderte von Möven hocken, und da ist der Lummen-Felsen! Er ist nichts weiter als eine Erhöhung im Klippenrand, und auf den schmalen Felsspitzen erscheinen jetzt die Köpfe der Vögel, die nach den Booten herüberschauen.

Sie sitzen unbeweglich da und warten und wagen noch nicht, davon zu fliegen. Ein paar, die ganz vorn hocken, sehen aus, als säßen sie auf ihrem Hinterteil wie Frösche, denn sie haben so kurze Füße, daß, wenn sie gehen, es aussieht, als rollten sie auf Rollen.

Um davonzufliegen, müssen sie, da sie sich nicht abstoßen können, sich von der Höhe wie Steine herabfallen lassen, beinahe bis zu den Menschen, die auf sie lauern. Sie kennen ihre Schwäche und die Gefahr, die ihnen daraus erwächst, und daher wagen sie nicht, schnell zu entfliehen.

Aber die Matrosen beginnen zu schreien, und die Vögel voller Angst stürzen sich einer nach dem andern in die Luft hinaus, daß sie fast die Wogen unten be-

rühren; dann fliehen ſie mit ſchnellen Flügelſchlägen in die Ferne, wenn ſie nicht vorher ein Bleihagel ins Waſſer wirft.

Eine Stunde lang werden ſie ſo geſchoſſen, und man zwingt einen nach dem andern aufzufliegen. Manchmal gehen die Weibchen, die auf den Neſtern ſitzen und eifrig brüten, nicht davon und bekommen ganze Ladungen ab, daß der weiße Fels ſich mit roten Blutstropfen färbt, während das Tier ſein Leben aushaucht, ohne die Eier zu verlaſſen.

*

Am erſten Tage jagte Herr von Arnelles mit ſeiner gewöhnlichen Leidenſchaft; dann, als man gegen zehn Uhr zurückfuhr im ſtrahlenden Glanz der Sonne, die durch die weißen Felſen der zerriſſenen Küſte ſchien, war er ein wenig nachdenklich und träumte ab und zu, ganz gegen ſeine Gewohnheit.

Sobald man wieder zu Haus war, kam ein Mann, der wie ein Diener ausſah, ganz in ſchwarz gekleidet, und ſprach leiſe mit ihm. Er ſchien nachzudenken, zu zögern, dann antwortete er:

— Nein, morgen!

Und am nächſten Tage begann wieder die Jagd, aber Herr von Arnelles fehlte diesmal öfters die Tiere, die doch beinahe bis zur Mündung flogen. Seine Freunde lachten, fragten ihn, ob er verliebt ſei, oder ob irgend etwas im geheimen ihm Herz und Geiſt beſchäftige.

Endlich gab er es zu:

— Ja wahrhaftig, ich muß bald fort, und das ärgert mich!

— Was, Sie müssen fort? Weshalb denn?

— Ach, ich habe ein Geschäft, das mich ruft, ich kann nicht länger bleiben!

Man sprach von anderen Dingen. Nach dem Frühstück erschien wieder der schwarz Gekleidete. Herr von Arnelles befahl anzuspannen, und der Mann wollte eben davon gehen, als die drei anderen Jäger sich ins Mittel legten, baten und all ihre Überredungsgabe aufwendeten, den Freund zurückzuhalten.

Endlich fragte einer von ihnen:

— Aber Ihr Geschäft ist doch nicht so wichtig, da Sie zwei Tage schon gewartet haben!

Der Jäger wurde ganz verstört, dachte nach, und man sah, wie er offenbar zwischen Vergnügen und Pflicht kämpfte. Nach langer Überlegung meinte er zögernd:

— Ich bin nämlich — — — ich bin nämlich nicht allein hier! Ich bin mit meinem Schwiegersohn!

Nun riefen sie durcheinander:

— Ihr Schwiegersohn? Aber wo ist er denn?

Da wurde er plötzlich ganz verlegen und rot:

— Was denn, wissen Sie es wirklich nicht? Er liegt doch in der Remise! Er ist nämlich tot!

Plötzliches Schweigen herrschte, Herr von Arnelles fuhr immer verlegener fort:

— Ja, ich habe das Unglück gehabt, ihn zu verlieren, und da ich die Leiche zur Beisetzung auf mein

Gut nach Briſeville bringen mußte, habe ich einen kleinen Umweg gemacht, um die Jagd nicht zu verpaſſen. Sie werden einſehen, ich kann nicht noch länger warten.

Da wagte einer der Jäger zu ſagen:

— Na hören Sie mal, tot iſt er nun ſo wie ſo. Ich meine, da könnte er doch ruhig noch einen Tag warten!

Die andern beiden zögerten nun auch nicht mehr und riefen:

— Ja, das iſt doch ganz klar!

Herrn von Arnelles ſchien eine Laſt vom Herzen zu fallen, aber er war doch noch etwas unruhig, während er fragte:

— Finden Sie das wahrhaftig?

Und die drei antworteten wie einer:

— Na, lieber Freund, zwei Tage mehr oder weniger werden ihm nun auch weiter nicht ſchaden!

Da ward der Schwiegervater ganz ruhig und drehte ſich um zum Leichenträger:

— Alſo, lieber Freund, wir warten bis übermorgen!

Digitized by Google

Der Kleine

Digitized by Google

Herr Lemonnier war Witwer geworden und nun allein mit seinem Kinde. Er hatte seine Frau wahnsinnig geliebt, mit zärtlicher überspannter Liebe, ohne je darin nachzulassen während ihres ganzen Ehelebens.

Er war ein guter, braver Mann, einfach, zu einfach, offen, ohne Mißtrauen, ohne Tücke. Er hatte sich seiner Zeit in eine arme Nachbarin verliebt und hatte sie geheiratet.

Er besaß einen gutgehenden Tuchhandel, verdiente ein tüchtiges Stück Geld und zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er von dem Mädchen nur um seiner selbst willen genommen worden sei.

Übrigens machte er sie glücklich, er sah nur sie auf der Welt, dachte nur an sie und blickte sie immer mit verzückten Augen an.

Während der Mahlzeiten beging er tausend Ungeschicklichkeiten, nur um nicht den Blick von dem geliebten Antlitz abzuwenden. Er goß den Wein in den Teller und Wasser in den Salat, dann lachte er wie ein Kind und rief:

— Siehst Du, ich hab Dich zu lieb, drum mache ich lauter Dummheiten!

Sie lächelte ruhig und ergeben, dann wendete

sie die Augen ab, als störte sie die Anbetung ihres Mannes. Sie suchte ihn auf ein anderes Thema zu bringen, er aber griff über den Tisch nach ihrer Hand, hielt sie in der seinen und flüsterte:

— Meine kleine Hanna! Meine kleine Hanna!

Endlich wurde sie ungeduldig und rief:

— Na nun sei doch mal vernünftig, iß, und laß mich selbst essen!

Er seufzte und brach ein Stück Brot ab, das er langsam kaute.

Fünf Jahre lang hatten sie keine Kinder, da ward sie plötzlich guter Hoffnung, und es gab ein übermenschliches Glück. Während der ganzen Zeit verließ er sie nicht einen Augenblick, sodaß ihr Mädchen, eine alte Dienerin, die ihn selbst einst auferzogen und im Hause das Wort führte, ihn manchmal hinauswarf, ihn gewaltsam zwang, Luft zu schöpfen.

Er hatte sich sehr mit einem jungen Mann angefreundet, einem Jugendbekannten seiner Frau, der Bureau-Chef auf der Präfektur war. Dreimal wöchentlich aß Herr Duretour bei Lemonniers, brachte der Frau Blumen mit und ab und zu Billets fürs Theater, und manchmal beim Dessert rief der gute Lemonnier ganz weich geworden, indem er sich zu seiner Frau wandte:

— Mit einer Frau wie Du und einem Freund wie er, ist man restlos glücklich auf dieser Erde!

Sie starb im Wochenbett, und er wäre ihr beinahe freiwillig gefolgt; aber der Anblick des Kindes gab ihm den Mut weiterzuleben: ein kleines, welkes Wurm, das immer schrie.

Er liebte es mit glühender, schmerzlicher Leidenschaft, mit einer krankhaften Liebe, in der etwas von der Erinnerung an ihren Tod blieb, aber auch etwas von seiner Anbetung für die Tote.

Es war Fleisch von ihrem Fleisch, wie eine Fortdauer ihrer selbst. Dies Kind war ihr eigenes Dasein, nur in einem anderen Leibe, sie war dahingegangen, damit es lebte.

Und der Vater küßte es leidenschaftlich. Aber dieses Kind hatte sie auch getötet, sie ihm genommen, dieses liebe Dasein ihm entrissen, es hatte von ihm gelebt und seinen Teil des Lebens aus ihm gesogen. Und Herr Lemonnier legte seinen Sohn wieder in die Wiege und setzte sich daneben, um ihn zu betrachten.

Stunden und Stunden blieb er sitzen, starrte ihn an, dachte an tausend traurige oder süße Dinge, und als der Kleine schlief, neigte er sich nieder auf sein Gesicht und weinte in die Kissen.

*

Das Kind ward groß, der Vater konnte nicht eine Stunde mehr ohne seinen Sohn sein, er war immer um ihn, ging mit ihm spazieren, zog ihn selbst an, wusch ihn und gab ihm zu essen.

Sein Freund, Herr Duretour schien den Bengel gleichfalls in sein Herz geschlossen zu haben, küßte ihn herzlich mit jener Leidenschaftlichkeit, wie Eltern sie besitzen, nahm ihn auf den Arm oder ließ ihn stundenlang auf seinem Knie reiten. Dann legte er

ihn sich wohl plötzlich auf den Schoß, hob das kurze Kleidchen und küßte die dicken Beinchen und die runden Waden des Würmchens.

Herr Lemonnier sagte ganz glückselig:

— Ist er nicht reizend! Ist er nicht reizend!

Und Herr Duretour preßte das Kind in seine Arme und kitzelte ihm mit seinem Schnurrbart den Hals.

Nur Cölestine, die alte Dienerin, schien dem Kinde keine Zärtlichkeit entgegenzubringen. Sie ärgerte sich über die Art, wie die beiden Männer es verzogen und rief:

— So darf man doch ein Kind nicht behandeln! Das wird ein netter Affe werden!

Jahre strichen hin, und der kleine Hans ward neun Jahre alt. Er konnte kaum lesen, so war er verdorben worden, und setzte überall seinen eigenen Kopf auf. Er war eigensinnig, bockbeinig und jähzornig. Der Vater aber gab immer nach und that ihm jeden Willen.

Herr Duretour kaufte unausgesetzt Spielzeug und brachte es dem Kleinen, dazu Kuchen und Bonbons.

Da ward Cölestine wütend:

— Gnädiger Herr, das ist ein Skandal, ein Skandal! Sie machen das Kind unglücklich! Verstehen Sie, das muß nun mal ein Ende nehmen, und es wird auch noch ein böses Ende nehmen, wird gar nicht mehr lange dauern!

Herr Lemonnier antwortete lachend:

— Ach was, Alte, ich habe eben meinen Sohn

zu lieb, ich kann nicht nein ſagen! Damit wirſt Du Dich wohl abfinden müſſen.

*

Hans war ein wenig zart und kränklich, der Arzt ſtellte Blutarmut feſt, verordnete Eiſen, rohes Fleiſch und kräftige Suppen. Aber der Kleine wollte nur Kuchen eſſen und verweigerte jede andere Nahrung. Und der verzweifelte Vater ſtopfte ihn mit Crême-ſchnitten und Chokolade.

Eines Abends, als ſie ſich einander gegenüber zu Tiſch ſetzten, brachte Cöleſtine die Suppe mit einer Sicherheit und Entſchiedenheit, die ſie ſonſt nicht zeigte. Sie ſetzte ſchnell den Deckel ab, that den Löffel hinein und ſagte:

— Das iſt mal eine Bouillon, ſo gut wie Sie noch keine gekriegt haben, und nun muß der Kleine eſſen!

Herr Lemonnier war entſetzt, er ſenkte den Kopf, er ahnte ſchon böſes.

Cöleſtine nahm den Teller, ſchöpfte die Suppe hinein und ſtellte ihn vor ihren Herrn; er koſtete und ſagte:

— In der That, ſie iſt ausgezeichnet!

Da nahm die Alte den Teller des Kleinen, gab ihm einen vollen Löffel voll Suppe, dann trat ſie zwei Schritte zurück und wartete. Hans roch daran, ſchob den Teller zurück und machte: — Brrr! — vor Ekel.

Cöleſtine erbleichte, trat ſchnell heran und zwängte den kleinen Löffel mit Gewalt in den halb offenen Mund des Kindes. Er erſtickte halb, verſchluckte ſich, ſchlug wütend um ſich, heulte, nahm ſein Glas und ſchleuderte es nach dem Mädchen.

Es traf ſie mitten auf den Leib. Da ſtürzte ſie ſich wütend auf ihn, nahm den Kopf des Wurmes unter den Arm und begann Löffel auf Löffel ihm die Suppe einzutrichtern.

Jedesmal brach das Kind ſie wieder heraus, wand ſich, ſchluckte, zitterte, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, puterrot, als wollte es erſticken.

Der Vater war zuerſt ſo erſchrocken, daß er ſich nicht regte. Dann plötzlich ſtürzte er ſich wie ein Wahnſinniger auf die Alte, packte ſie bei der Gurgel und ſchmiß ſie gegen die Wand; dabei rief er:

— Raus! Raus! Raus! Du Vieſt!

Aber ſie ſtieß ihn von ſich und brüllte mit aufgelöſtem Haar, ſchiefgerückter Mütze und glühenden Augen:

— Was fällt Ihnen denn ein? Sie wollen mich noch ſchlagen, weil ich dem Wurm Suppe gebe, das Sie noch mit Ihrer Verzärtelung tot machen!

Er wiederholte und zitterte von Kopf bis zu Fuß:

— Raus, mach daß Du raus kommſt! Du Vieſt!

Da ſtürzte ſie ſich außer ſich auf ihn, ſtand vor ihm, blickte ihm Auge in Auge und ſagte mit zitternder Stimme:

— So wollen Sie mich behandeln! So wollen Sie mich behandeln! Nee, nee! Und für wen denn

das? Für dieſe Krabbe, die nich mal Ihr Kind iſt! Nein, Ihres nicht! Nein, Ihres nicht! Ihres nicht! Weiß der Deubel, das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern, nur Sie wiſſen's nicht! Fragen Sie doch den Kaufmann, den Fleiſcher, den Bäcker, alle, alle!

Sie ſtammelte faſt erſtickt vor Wut, dann ſchwieg ſie und blickte ihn an.

Er regte ſich nicht, er war totenblaß, ſchlaff hingen ihm die Arme herab, und nach ein paar Sekunden ſtotterte er mit zitternder, erſchöpfter Stimme, aus der eine furchtbare Erregung klang:

— Was ſagſt Du da? Was ſagſt Du da?

Sie ſchwieg erſchrocken über ſein Ausſehen. Er ging einen Schritt auf ſie zu und wiederholte:

— Was ſagſt Du da? Was ſagſt Du da?

Da antwortete ſie, jetzt wieder ruhiger:

— Ich ſage, was ich weiß, was alle Welt weiß!

Er hob beide Hände, warf ſich auf ſie wie ein wildes Tier und verſuchte ſie niederzuſchlagen. Aber trotz ihres Alters war ſie ſtark und noch beweglich genug. Sie entwiſchte ihm, lief um den Tiſch und indem die Wut wieder in ihr aufſtieg, ſchrie ſie ihm entgegen:

— Sehen Sie'n doch an! Sehen Sie'n doch an. Sie ſind ja zu dumm! Iſt das nicht der reine Herr Duretour? Sehen Sie doch die Naſe an und die Augen! Haben Sie ſo was, ſolche Augen, ſo 'ne Naſe? Solche Haare? Hatte ſie etwa ſolche Haare, ſie? Ich ſage Ihnen, alle Welt weiß es, alle Welt, nur Sie nicht. Die ganze Stadt lacht ja darüber. Sehen Sie 'n doch nur an!

Sie rannte zur Thür, riß sie auf und verschwand.

Hans blieb entsetzt, unbeweglich vor seinem Suppenteller sitzen.

*

Eine Stunde darauf kam sie ganz langsam wieder, um nachzusehen. Der Kleine hatte die Kuchen gegessen, sein Kompott, Obst, und aß jetzt mit seinem Suppenlöffel Eingemachtes. Der Vater war hinausgegangen.

Célestine nahm das Kind, küßte es, und langsam brachte sie es in sein Zimmer und zu Bett. Dann kehrte sie ins Eßzimmer zurück, räumte den Tisch ab, brachte alles, etwas unruhig geworden, in Ordnung. Man hörte nicht das geringste Geräusch im Hause.

Sie lauschte an der Thür des Zimmers ihres Herrn, nichts bewegte sich. Sie sah durch das Schlüsselloch, er schrieb ganz ruhig, wie es schien.

Dann kehrte sie in die Küche zurück, setzte sich dort hin, um jedenfalls bereit zu sein, denn sie ahnte irgend etwas. Auf einem Stuhle schlief sie ein, und erst bei Tagesanbruch wachte sie auf.

Sie brachte das Haus in Ordnung, wie gewöhnlich jeden Morgen, fegte, klopfte, wischte Staub, und gegen acht Uhr machte sie für Herrn Lemonnier das Frühstück zurecht. Aber sie wagte nicht, es in sein Zimmer hineinzubringen, denn sie wußte nicht, wie er sie empfangen würde. Und sie wartete, bis er klingelte. Er klingelte nicht, es wurde neun, es wurde zehn.

Célestine setzte jetzt verstört das Frühstück auf

ein Tablett, und mit klopfendem Herzen machte sie sich auf den Weg. An der Thür blieb sie stehen und lauschte — nichts regte sich. Sie klopfte, man antwortete nicht.

Da nahm sie allen Mut zusammen, öffnete, trat ein. Dann stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und ließ das Frühstück fallen, das sie in der Hand hielt:

Herr Lemonnier hing in seinem Zimmer am Kronleuchter!

Seine Zunge bläkte gräßlich heraus, der rechte Morgenschuh war herabgefallen, lag an der Erde, der linke klebte noch am Fuß. Ein umgefallener Stuhl war bis ans Bett geflogen.

Cölestine lief kreischend davon, die Nachbarn kamen gestürzt; der Arzt stellte fest, daß der Tod etwa um Mitternacht eingetreten sei.

Auf dem Schreibtisch des Selbstmörders fand man einen Brief an Herrn Duretour gerichtet, der enthielt nur eine Zeile:

„Ich lasse Ihnen das Kind, und vertraue es Ihnen an.“

Digitized by Google

Timbuctu

Digitized by Google

Der Boulevard, dieſer Strom des Lebens, wimmelte von Menſchen im Goldglanz der untergehenden Sonne. Der ganze Himmel war augenblendend purpurrot, und hinter der Madeleine warf eine rieſige leuchtende Wolke einen flimmernden Strahlenregen auf die ganze Straße hinab, die wie vom Dunſt eines Hochofens eingehüllt erſchien.

Eine luſtige Menge wallte auf und ab in dieſem flammenden Nebel wie in einer himmliſchen Wolke. Die Geſichter ſtrahlten, die Cylinderhüte ſpiegelten und die ſchwarzen Röcke glänzten in purpurnem Schein; das Lackleder der Stiefel warf ſtrahlenden Glanz auf den Aſphalt der Bürgerſteige.

Vor den Cafés ſaßen eine Menge Menſchen und tranken glänzende farbige Getränke, die ausſahen wie koſtbare, in Kryſtall eingeſetzte Edelſteine.

Mitten zwiſchen den Gäſten, in leichten, dunkleren Anzügen, ſaßen zwei Offiziere in voller Uniform, und die Vorübergehenden mußten die Augen zukneifen, ſo glitzerte die Sonne auf dem Gold ihrer Röcke.

Sie plauderten vergnügt ohne beſonderen Anlaß, im Strom dieſes heiteren Lebens, in der Köſtlichkeit dieſes ſtrahlenden Sommerabends, und betrachteten die

Menſchen, die vorübergingen, die langſam ſchlendernden Männer, die eilig trippelnden Frauen, deren Spur eine Wolke ſüßen, verwirrenden Duftes bezeichnete.

Plötzlich kam an ihnen ein rieſiger Neger vorüber, ſchwarz gekleidet, wohlbeleibt, auf deſſen heller Weſte eine Menge Anhänger baumelten. Er ſah ſehr vergnügt aus, lachte die Vorübergehenden an, lachte den Zeitungsverkäufern zu, lachte in den ſtrahlenden Himmel hinein, lachte auf ganz Paris.

Er war ſo groß, daß er alles überragte, und hinter ihm drehten ſich die Menſchen um, um ihn zu betrachten. Aber plötzlich gewahrte er die beiden Offiziere, drängte ſich durch die Gäſte, und ſobald er vor ihrem Tiſch ſtand, ſah er ſie ſtrahlend, glückſelig an, und ſeine Mundwinkel zogen ſich breit bis zu den Ohren, daß man die weißen Zähne ſah, hellleuchtend wie der Halbmond an einem dunklen Himmel.

Die beiden Männer waren erſtaunt, betrachteten den ſchwarzen Rieſen, ohne ſeine Heiterkeit zu verſtehen, aber er rief mit einer Stimme, daß rundum alles lachte:

— Gute Tag! Gute Tag, Herr Leutnant!

Einer der Offiziere war Major, der andere Oberſt. Der erſte ſagte:

— Ich kenne Sie nicht, ich weiß nicht, was Sie wünſchen!

Der Neger antwortete:

— Ich liebe ſehr Dich Leutnant Védié, belagert Bézi, viel Weintrauben geſucht ich!

Der Offizier war ganz erſtaunt und betrachtete

den Mann schärfer, suchte in seinen Erinnerungen, und plötzlich rief er:

— Timbuctu Du?

Der Neger war glückselig, schlug sich auf den Schenkel, stieß einen seltsamen wilden Schrei aus und rief:

— Ja, ja, Herr Leutnant, erkennt Timbuctu o ja, gute Tag!

Der Major streckte ihm die Hand entgegen und lachte aus vollem Herzen. Da wurde Timbuctu ernst, und so schnell, daß der andere es nicht hindern konnte, küßte er dessen Hand nach Neger- und Araber-Art. Der Offizier sagte verlegen mit strengem Ausdruck:

— Timbuctu, wir sind nicht in Afrika, aber setz Dich mal her und erzähle mir, wie Du herkommst.

Timbuctu warf sich in die Brust und stammelte sich überstürzend, so schnell sprach er:

— Viele Geld gewonnen, viele Restaurant, gut Essen Preußen ich viel stehlen viel mehr französische Küche. Timbuctu Kaiser Koch 2000 Franki mich hahaha.

Und er wand sich vor Lachen und heulte vor Freude.

Doch der Offizier, der seine seltsame Sprechweise ganz gut verstand, sagte zu ihm, nachdem er noch ein paar Sachen gefragt hatte:

— Na, nun lebe wohl, Timbuctu. Auf Wiedersehen!

Der Neger erhob sich sofort, drückte diesmal die Hand, die der andere ihm reichte, lachte wieder und rief:

— Gute Abend! Gute Abend, Herr Leutnant!

Und er ging so fröhlich davon, daß er noch gestikulierte, als er sich entfernte, und die Leute ihn für verrückt hielten.

Der Oberst fragte:

— Was ist denn das für ein Kerl?

Der Major antwortete:

— Ein braver Kerl und ein guter Soldat. Ich will Ihnen erzählen, was ich von ihm weiß, komisch genug ist es.

*

Sie wissen, daß ich bei Beginn des 70er Krieges in Beziéres, das der Neger Bézi nennt, eingeschlossen war. Wir waren nicht eigentlich belagert, sondern blockiert. Die preußischen Linien umgaben uns überall; sie beschossen uns nicht, aber allmählich hungerten sie uns aus.

Ich war damals Leutnant. Unsere Garnison war aus Truppen aller Art zusammengesetzt, Überreste von dezimierten Regimentern, Flüchtlingen, Marodeuren der verschiedenen Armeecorps, kurz, es war eigentlich alles da, sogar eines Abends kamen, kein Mensch wußte woher, elf Turcos an.

Sie waren am Stadtthor erschienen, ganz heruntergekommen, abgelumpt und besoffen. Man überwies sie mir. Ich erkannte bald, daß sie keiner Disziplin zugängig waren, immer auswärts und immer betrunken. Ich versuchte, sie in Arrest zu stecken, sogar ins Gefängnis, es half alles nichts; die Kerle verschwanden

ganze Tage hindurch, als ob sie in die Erde versunken wären; dann kamen sie wieder, total betrunken. Sie hatten kein Geld, wo besoffen sie sich denn? Wie und wovon?

Das intriguierte mich bald sehr, umsomehr als diese Wilden mit ihrem ewigen Lachen und ihrer Art, wirklich wie große, mutwillige Kinder, mich einigermaßen interessierten.

Da entdeckte ich, daß sie dem größten unter ihnen, den Sie eben hier gesehen haben, blindlings gehorchten. Er beherrschte sie vollkommen; er leitete ihre geheimnisvollen Unternehmen.

Ich ließ ihn kommen und befragte ihn. Unsere Unterhaltung dauerte wohl drei Stunden, so schwer war es, das Kauderwelsch zu verstehen, aber der arme Deubel machte alle möglichen Versuche, um sich verständlich zu machen, erfand Worte, gestikulierte, schwitzte vor Anstrengung, wischte sich die Stirn, schwieg, redete dann wieder los, wenn er meinte ein neues Verständigungs-Mittel gefunden zu haben.

Ich erriet, daß er der Sohn irgend eines großen Häuptlings sein mußte, so einer Art König aus der Nähe von Timbuctu. Ich fragte nach seinen Namen, er antwortete so etwas wie:

— Chevaharibuhalikbranafotapola. Mir schien es einfacher, ihn nach seinem Lande Timbuctu zu nennen, und acht Tage später nannte ihn die ganze Garnison nicht anders.

Aber wir starben vor Neugierde zu erfahren, wie es der afrikanische Prinz a. D. fertig kriegte,

sich zu betrinken, und das entdeckte ich auf ganz seltsame Weise.

Eines Morgens war ich auf den Wällen und sah in die Ferne hinaus, da gewahrte ich in einem Weinberg etwas, das sich bewegte. Es war zur Zeit der Weinlese, die Weintrauben waren reif, aber daran dachte ich kaum, ich meinte vielmehr, ein Spion nähere sich der Stadt, und ich stellte sofort eine Patrouille zusammen, um den Kerl zu erwischen.

Ich übernahm die Führung, nachdem ich vom General die Erlaubnis erhalten. Aus drei verschiedenen Thoren hatte ich drei kleine Trupps ausfallen lassen, die sich in der Nähe des verdächtigen Weinberges treffen und ihn umzingeln sollten. Um dem Spion den Rückzug abzuschneiden, mußte das eine Detachement mindestens eine Stunde marschieren. Ein Mann, den ich als Beobachtungsposten auf der Mauer gelassen, gab mir ein Zeichen, ob der Mensch den Weinberg auch noch nicht verlassen hätte.

Wir gingen stillschweigend, kletterten, schlichen beinahe auf dem Bauche hin, endlich kamen wir an den bezeichneten Punkt. Plötzlich gebe ich meinen Soldaten ein Zeichen, sie stürzen sich in den Weinberg und finden Timbuctu, der auf allen Vieren zwischen den Stämmen hinkriecht und Weintrauben ißt, oder vielmehr verschlingt wie ein Hund, der sein Fressen hinunterwürgt, mit vollem Mund vom Weinstock selbst, indem er jedes Mal mit den Zähnen die Traube abreißt.

Ich wollte ihn aufstehen lassen, es ging nicht, und nun begriff ich, warum er auf Händen und Knieen

rutſchte. Sobald man ihn auf die Beine geſtellt hatte, ſchwankte er, ſtreckte die Arme aus und ſchlug der Länge nach hin. Er war ſo betrunken, wie ich noch nie einen Menſchen geſehen habe.

Wir ſchleppten ihn in die Stadt. Den ganzen Weg über lachte er und ſchlug um ſich mit Armen und Beinen. Das war alſo das ganze Wunder: Die Kerle beſoffen ſich am Stock ſelbſt; wenn ſie dann betrunken waren, daß ſie ſich nicht mehr regen konnten, ſchliefen ſie, wo ſie gerade lagen, ihren Rauſch aus. Timbuctus Leidenſchaft für den Weinberg überſtieg aber alle Maße und alles für möglich gehaltene, er lebte förmlich dort.

*

Eines Abends rief man mich. Auf der Ebene ſah man etwas, das ſich uns näherte. Ich hatte meinen Feldſtecher nicht bei mir und konnte nichts erkennen, es war wie eine große Schlange, die ſich fortrollte.

Ich ſchickte ein paar Mann der ſeltſamen Karawane entgegen, die bald im Triumph einzog. Timbuctu und ſeine neun Begleiter trugen auf einer Art Altar aus Feldſtühlen gemacht, acht abgeſchnittene, blutige, grinſende Köpfe; der zehnte Turco hielt ein Pferd am Schwanz, an den ein anderer gebunden war und ſechs andere Tiere folgten in gleicher Weiſe.

Ich erfuhr folgendes: Als die Afrikaner wieder in den Weinberg gegangen waren, hatten ſie plötzlich ein preußiſches Detachement entdeckt, das ſich dem

Dorf näherte. Statt zu fliehen, hatten sie sich versteckt und dann, als die Offiziere am Wirtshaus abgesessen, um sich zu erfrischen, hatten sich die elf Kerle auf sie gestürzt.

Die Ulanen, die sich angegriffen wähnten, waren geflohen; die Afrikaner töteten zwei Posten und den Oberst und fünf Offiziere seines Stabes.

An diesem Tage umarmte ich Timbuctu. Aber ich bemerkte, daß er sich kaum schleppen konnte. Ich meinte, er sei verwundet, doch er begann zu lachen und sagte:

— Ich müssen für die Land!

Timbuctu führte nämlich Krieg nicht der Ehre halber, sondern wegen des Gewinnes. Alles was er fand und was ihm irgend einen Wert zu haben schien, vor allen Dingen, was glänzte, steckte er in die Tasche.

So hatte er das Gold von den preußischen Uniformen abgetrennt, die Beschläge der Helme, die Knöpfe u. s. w., und alles in die Tasche gesteckt, die beinahe platzte. Täglich stopfte er dort hinein jeden glänzenden Gegenstand, der ihm unter die Augen kam, ein Geldstück oder ein Stück Metall, so daß er manchmal ganz verrückt aussah.

Alles das wollte er später in das Land der Strauße mitnehmen, und was hätte er anfangen sollen ohne seine Tasche? Aber jeden Morgen war seine Tasche leer; er mußte also ein Hauptmagazin haben, wo er alle seine Reichtümer aufstapelte, aber wo, konnte ich nicht entdecken.

Der General, dem Timbuctus That gemeldet worden war, ließ sofort die Körper der Enthaupteten, die im nächsten Orte lagen, beerdigen, damit man nicht etwa merken sollte, daß ihnen der Kopf abgesäbelt worden. Am nächsten Tage kehrten die Preußen dorthin zurück. Der Ortsvorstand und sieben der angesehensten Einwohner wurden standrechtlich erschossen, zur Strafe, weil sie die Anwesenheit der Deutschen uns verraten hätten.

*

Der Winter war eingebrochen, wir waren vollständig verzweifelt; täglich fanden jetzt Gefechte statt. Nur die acht Turcos (einer war getötet worden) blieben dick und fett, kräftig und immer kampfbereit. Timbuctu war sogar ganz wohlbeleibt, er sagte mir eines Tages:

— Du viel Hunger, ich gute Fleisch!

Und in der That brachte er mir ein ausgezeichnetes Filet, aber woher? Wir hatten keine Ochsen mehr, keine Schafe, keine Ziegen, keinen Esel, keine Schweine, es war sogar unmöglich, sich ein Pferd zu verschaffen.

Nachdem ich meinen Braten verzehrt, dachte ich über all dies nach. Da kam mir ein furchtbarer Gedanke: Diese Neger waren geboren nicht weit von dem Lande, wo man Menschenfleisch ißt! Und täglich fielen soviele Soldaten in den Kämpfen um die Stadt.

Ich fragte Timbuctu, aber er wollte nicht ant-

worten. Ich beſtand nun nicht weiter darauf, aber fortan nahm ich von ihm nichts mehr zu Eſſen an.

Er liebte mich. Eine Nacht überraſchte unſere Feldwache ein Schneegeſtöber. Wir ſaßen am Boden; mitleidig betrachtete ich die armen Neger, die unter dieſem weißen weichen Staub klapperten. Da ich tüchtig fror, begann ich zu huſten. Da fühlte ich etwas um die Schultern wie eine große, weiche Decke. Es war Timbuctu's Mantel, den er mir um die Schultern hing.

Ich ſtand auf, gab ihm das Kleidungsſtück zurück:

— Behalte Du's mein Junge, Du brauchſt's nötiger als ich!

Er antwortete:

— Nein, Herr Leutnant, für Dir, ich nicht, ich heiß, heiß!

Und er betrachtete mich flehend. Ich antwortete:

— Alſo gehorche, behalte Deinen Mantel, ich befehle es Dir!

Da ſtand der Neger auf, zog ſeinen Säbel, den er ſcharf zu machen verſtand wie eine Senſe, und indem er mit der anderen Hand den großen Mantel, den ich nicht haben wollte, hielt, rief er:

— Du nicht Mantel behalten, ich zerſchneiden Mantel!

Er hätte es wirklich gethan, und ich gab nach.

*

Acht Tage darauf hatten wir kapituliert. Ein paar von uns hatten fliehen können, die anderen

marſchierten aus der Stadt in die Gefangenſchaft der Sieger.

Ich begab mich zum Sammelplatz, da blieb ich ganz erſtaunt vor einem rieſigen, in weißes Leinen gekleideten Neger ſtehen, der einen Strohhut auf dem Kopf hatte, es war Timbuctu.

Er ſchien glückſelig zu ſein und lief, die Hände in den Taſchen, vor einer kleinen Bude auf und ab, auf der als Aushängeſchild zwei Teller und zwei Gläſer prangten. Ich fragte ihn:

— Was treibſt Du denn?

Er antwortete:

— Ich nicht fort, ich gut koch, haben Oberſt eſſen gemacht in Allgier, ich eſſen Preuße, viel geſtohlen, viel, viel.

Es waren zehn Grad Kälte; ich zitterte beim Anblick dieſes Negers in ſeinem weißen Leinen-Anzuge. Da nahm er mich beim Arm und ließ mich eintreten.

Nun ſah ich ein Rieſenſchild, das er vor die Thür hängen wollte, ſobald wir abmarſchiert wären, denn er ſchämte ſich doch etwas, und ich las von der Hand irgend eines Mitſchuldigen Folgendes geſchrieben:

Militär-Reſtaurant des Herrn Timbuctu

Küchen-Chef Seiner Majeſtät des Kaiſers.

Pariſer Küche — Mäßige Preiſe.

Trotz der Verzweiflung, die ich im Herzen trug, konnte ich nicht anders, ich mußte lachen, und ich überließ meinen Neger ſeinem neuen Beruf, war das

nicht beſſer, als ihn in die Gefangenſchaft mit zu nehmen?

Sie haben eben geſehen, daß es ihm geglückt iſt, dem Kerl. Heute gehört Béziéres Deutſchland, aber das Reſtaurant Timbuctu iſt der erſte Schritt zur Revanche.

Eine wahre Geſchichte

Digitized by Google

Draußen blies heftig der Wind, ein raſender, ſtöhnender Herbſtſturm, einer jener Stürme, der die letzten Blätter von den Bäumen ſchüttelt und ſie zu den Wolken emporwirbelt.

Die Jäger hatten ihr Mahl beendet; ſie ſaßen in ihren hohen Stiefeln, mit roten Köpfen, ein wenig angeſäuſelt da. Es waren jene normänniſchen Halbedelleute, halb Herren, halb Bauern, reich, kräftig, wie es ſchien gemacht, den Ochſen, die ſie auf den Markt trieben, die Hörner herunterzubrechen.

Sie waren den ganzen Tag über auf der Jagd geweſen auf der Beſitzung des Herrn Blondel, des Ortsvorſtehers von Eparville. Und nun ſaßen ſie um den großen Tiſch in dem ſchloßartigen Gutshaus, das ihrem Wirt gehörte.

Sie erzählten mit Gebrüll, ſie lachten dröhnend, ſie ſoffen wie die Löcher, die Beine unterm, die Ellenbogen auf dem Tiſch. Ihre Augen leuchteten beim Schein der Lampe, ein gewaltiges Feuer brannte im Kamin und warf rote Lichter an die Decke.

Sie ſprachen von Jagd und Hunden, und nun waren ſie auf dem Punkte, wo hablbetrunkenen Männern andere Gedanken kommen, und alle folgten

einem derben, pausbäckigen Mädchen mit den Augen, die in ihren roten Händen die Schüsseln hin und her trug.

Da rief plötzlich ein großer, langaufgeschossener Kerl, der Tierarzt geworden war, nachdem er zuerst Theologie studiert hatte und der das ganze Tiervolk der Gegend behandelte, Herr Séjour:

— Gott verdamm mich, Blondel, da haben Sie aber ein strammes Mädel!

Lautes Lachen klang. Da erhob ein alter, etwas deklassierter Edelmann, der sich aufs Trinken gelegt hatte, Herr von Varnetot, die Stimme:

— Hört mal, ich habe mal mit so'nem Mädel eine komische Geschichte erlebt, die muß ich euch mal erzählen. Immer, wenn mir die Erinnerung kommt, denke ich an meine Hündin Mirza, die ich an Graf d'Haussonnel verkauft habe und die täglich, sobald sie nur freigelassen wurde, wieder zu mir zurückkehrte, denn sie konnte nicht von mir lassen.

Endlich wurde ich wütend und sagte dem Grafen, er möchte das Tier gefälligst an die Kette legen. Na, wissen Sie, was mit dem Tier da passierte? Es ist vor Kummer gestorben!

Aber, um auf das Mädel zurückzukommen, hört mal zu: Ich war so fünfundzwanzig Jahre alt, unverheiratet und lebte ganz allein auf meinem Schlosse Villebon. Wißt ihr, wenn man jung ist und Geld hat und jeden Abend nach Tisch sich aus den Hosen bocken möchte vor Langeweile, dann schmeißt man seine Augen überall herum.

Na, und da entdeckte ich ein Mädel, das diente bei Déboultot in Cauville. Blondel, Sie haben doch Déboultot gekannt? Na, und das Luderchen fing mich richtig ein, daß ich zu ihrem Herrn ging und ihm vorſchlug, er ſollte mir ſeine Magd laſſen, von mir kriegte er dafür meine ſchwarze Stute Cocotte, auf die er ſchon ſeit zwei Jahren ſcharf hatte. Er ſtreckte mir die Hand entgegen:

— Top, Herr von Varnetot!

Der Handel war fertig, die Kleine kam zu mir, und ich brachte meine Stute ſelbſt nach Cauville und ließ ſie ihm für dreihundert Thaler.

Na zuerſt war's eitel Wonne und Seligkeit. Kein Menſch hatte eine Ahnung davon, nur hatte mich Roſa, fand ich, etwas zu gern. Wißt ihr, das Ding war nicht das erſte beſte; die mußte irgend was Vornehmes in den Adern haben, die ſtammte gewiß von irgend einem Mädel ab, das ſich mal mit ſeinem Herrn eingelaſſen hatte.

Kurz, ſie hatte mich zum freſſen gern. Herrgott, war das eine Liebe! Ein Gethue, ich kriegte Koſenamen ab! Aber ich ſagte mir, lange darf das nicht mehr dauern, ſonſt bleibe ich doch noch hängen, na, aber mich legt keiner ſo leicht rein, ich laß mich nicht leicht durch'n bißchen Schönthun fangen.

Kurz, ich überlegte mir die Geſchichte, da ſagte ſie mir plötzlich, ſie wäre in anderen Umſtänden. Piff, paff, puff, das war, als ob mich einer angeſchoſſen hätte! Aber ſie küßte mich, ſchmatzte mich ab, lachte, tanzte, war ganz verrückt.

Na Gott, zuerst sagte ich nichts, aber die Nacht darauf überlegte ich mir die Geschichte, und ich dachte:

— So, so, jetzt sitzt Du ja drin! Aber Du mußt den Hieb parieren und der Geschichte ein Ende machen, ehe es zu spät ist.

Wißt ihr, mein Vater und meine Schwester lebten in Barneville, und meine Schwester war mit dem Marquis d'Yspare in Rollbec verheiratet, zwei Meilen von Villebon. Da mußte ich die Ohren steif halten. Aber was sollte ich nun anfangen?

Wenn ich sie fortschickte, würde man Lunte riechen, aber wenn ich sie behielt, kam die Bescherung bald raus, und einfach so wegschicken, das ging nicht.

Ich sprach über die Sache mit meinem Onkel dem Baron Creteuil, einem alten Durchgänger, der sowas aus eigener Erfahrung kannte, und bat ihn um Rat. Er antwortete ganz ruhig:

— Du mußt sie mit jemand verheiraten, mein Junge!

Ich sprang auf:

— Sie verheiraten, Onkel, aber um Gotteswillen mit wem denn?

Er zuckte die Achseln:

— Ja, mit wem Du willst, das ist Deine Sache, das geht mich nichts an! Nur ein bißchen umsehen, Du wirst schon was finden!

Ich dachte acht Tage lang darüber nach, endlich sagte ich mir selbst, der Onkel hat recht. Nun begann ich mir den Kopf zu zerbrechen und einen zu suchen.

Da sagte mir eines Abends der Friedensrichter, mit dem ich zusammen aß:

— Der Sohn der alten Paumelle hat schon wieder mal eine Schweinerei losgelassen, der Kerl wird noch tüchtig reinfallen!

Diese alte Paumelle war ein gerissenes Frauenzimmer, die in ihrer Jugend fünf hatte gerade sein lassen. Für einen Thaler hätte die ganz gewiß ihre Seele verkauft und ihren Lump von Sohn noch mit drein gegeben.

Zu der ging ich also und teilte ihr allmählich unter der Hand die Geschichte mit. Da mir die Sache peinlich war, und ich nicht vorwärts kam, fragte sie plötzlich:

— Nu und was gäben Se denn der Kleenen?

Die Alte war gerissen, aber ich auch nicht dumm. Ich hatte mich schon darauf eingerichtet. Bei Sasseville besaß ich abseits ein ganz verlorenes Stück Erde, das zu meinen drei Meierhöfen in Villebon gehörte. Meine Pächter beklagten sich immer, es läge zu weit ab, kurz, ich hatte die drei Felder, im ganzen waren es sechs Äcker, aus der Pacht zurückgenommen und ihnen dafür bis Ablauf der Pacht alle Geflügellieferungen, die sie mir sonst hätten machen müssen, geschenkt.

So ging die Geschichte. Nun kaufte ich von meinem Nachbar, Herrn von d'Aumonté noch ein Stück Land und ließ da ein Häuschen drauf bauen; die ganze Geschichte kostete fünfzehnhundert Franken. So hatte ich ein kleines Gut gemacht, das nicht viel

kostete, und das wollte ich dem Mädchen als Mitgift geben.

Die Alte schrie, es wäre nicht genug, aber ich blieb dabei, und wir verließen uns, ohne einig zu werden. Am andern Morgen ganz zeitig kam ihr Sohn. Ich wußte nicht mehr, wie er aussah; als ich ihn sah, war ich ganz zufrieden. Er war für einen Bauern gar nicht übel und ein ganz gerissener Kerl dazu.

Er faßte die Sache etwa so auf, als ob er eine Kuh kaufen wollte. Als wir einig geworden waren, wollte er Haus und Acker sehen; wir gingen also über Feld, und der Kerl hielt mich drei Stunden lang auf.

Er untersuchte alles, maß die Größe, prüfte die Erde, indem er sie in der Hand zerbröckelte, als ob er Angst hätte, hereingelegt zu werden und da das Haus noch nicht gedeckt war, verlangte er statt eines Strohdaches, Schiefer, weil das weniger Unterhaltungskosten machte.

Dann sagte er mir:

— Nu und die Einrichtung, die gäben Sie!

Ich wehrte mich:

— Das ist doch schon genug, wenn ich Ihnen den Hof gebe!

Er lachte:

— Nu, eenen Hof und een Kind!

Ich wurde gegen meinen Willen rot, und er fuhr fort:

— Wissen Se was, Sie gäben een Bett, eenen

Tisch, eenen Schrank, drei Stühle un's Gescherre, oder aus der Geschichte wird nischt!

Ich willigte ein, und wir kehrten zurück. Er hatte mit dem Mädchen überhaupt noch nicht gesprochen, aber plötzlich fragte er listig; wenn auch etwas verlegen:

— Nu und wenn das Kleene sterben sollte, wer kriegt denn da den Kitt?

Ich antwortete:

— Na, natürlich Sie!

Weiter hatte er von Anfang an nichts wissen wollen, nun streckte er mir lachend, mit zufriedener Miene die Hand entgegen, wir waren einig.

Ach Gott, hatte ich aber eine Not, die Rosa zu überreden. Sie lag mir zu Füßen, sie schluchzte und rief:

— Sie schlagen mir so was vor? Sie, Sie, Sie?

Eine ganze Woche lang widerstand sie allen meinen Vorstellungen und Bitten. Die Weiber sind zu dumm, wenn sie mal die Liebe im Koppe haben, da ist's eben aus, da hilft keine Vernunft, die Liebe vor allem, alles für Liebe!

Schließlich wurde ich wütend und drohte ihr, sie einfach hinauszuschmeißen, da wurde sie nach und nach gefügig, unter der Bedingung, daß ich ihr erlauben würde, mich ab und zu einmal zu besuchen.

Ich brachte sie selbst zum Altar, bezahlte die Hochzeit und die ganze Fresserei; na ich machte alles sehr anständig, dann sagte ich aber:

— Nun lebt wohl meine Kinder!

Und ging auf ein halbes Jahr zu meinem Bruder in die Touraine.

Als ich zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß sie jede Woche aufs Schloß gekommen war, um nach mir zu fragen, und ich war kaum eine Stunde da, so kam sie mit ihrem Kinde auf dem Arm. Ihr mögt mir nun glauben oder nicht, aber mich riß es doch rum, als ich das Wurm sah. Ich glaube, ich habe es sogar geküßt.

Die Mutter aber war ein Skelett geworden, ein Schatten ihrer selbst, jammervoll und alt. Gott verdamm mich, die Ehe bekam ihr nicht gut! Ich fragte mechanisch:

— Bist Du glücklich?

Da begann sie zu weinen, daß ihr das Wasser nur so herunterlief, schluchzte und rief:

— Ich kann ohne Sie nicht sein! Ich kann ohne Sie nicht sein! Lieber sterben! Ich kann nicht!

Sie machte einen furchtbaren Deps, ich tröstete sie so gut ich konnte und brachte sie fort.

Nun erfuhr ich, daß ihr Mann sie prügelte, und daß die Schwiegermutter ihr das Leben schwer machte, das alte Biest.

Zwei Tage darauf kam sie schon wieder, sie fiel mir um den Hals, sank vor mir zu Boden und rief:

— Schlagen Sie mich tot, aber ich gehe nicht wieder zurück!

Genau so hätte es Mirza gemacht, wenn sie hätte sprechen können. Die Geschichte wurde mir zu dumm, und ich drückte mich noch mal ein halbes Jahr.

Als ich wiederkam, erfuhr ich, daß ſie vor drei Wochen geſtorben ſei, nachdem ſie jeden Sonntag aufs Schloß gekommen, genau wie Mirza. Auch das Kind war geſtorben, acht Tage darauf.

Ihr Mann aber, der Lump, lebte, und es ſcheint, er hat ſich ganz hübſch herausgemacht, denn er iſt jetzt Gemeinderat.

Dann fügte Herr von Varnetot lachend hinzu:

— Mein Gott, mir hat er's jedenfalls zu verdanken.

Und Herr Séjour, der Tierarzt, ſchloß ganz ernſthaft, indem er ſein Schnapsglas an die Lippen führte:

— Mag ſein, wie 's ſei, aber ſolche Weiber ſind eklig!

Digitized by Google

Adieu

Digitized by Google

Die beiden Freunde waren mit dem Essen fertig. Aus dem Fenster des Restaurants sahen sie auf das Menschen-Gewühl des Boulevards. Sie fühlten den lauen Hauch, der durch Paris streicht in jenen milden Sommernächten, der die Spaziergänger zum Himmel aufschauen läßt, ihnen die Sehnsucht weckt: fort, hinaus, wer weiß wohin, irgendwo unter ein Blätterdach, und träumen von mondbeglänzten Gestaden, Leuchtkäfern und Nachtigallensang.

Einer von beiden, Heinrich Simon, sagte mit einem tiefen Seufzer:

— Ach, ich werde alt, ist das traurig! Früher hatte ich an solchen Abenden den Deubel im Leib, heute fühle ich nichts mehr, als Bedauern. Das Leben geht schnell hin!

Er war schon ein wenig stark geworden für seine etwa fünfundvierzig Jahre und hatte eine große Glatze.

Der andere, Peter Carnier, eine Kleinigkeit älter, aber magerer und lebhafter, meinte:

— Ich, mein Lieber, bin älter geworden, ohne es im mindesten zu merken. Ich war immer lustig, kräftig, oben auf und so weiter. Und da man sich täglich im Spiegel sieht, merkt man nicht die Arbeit,

die das beginnende Alter an uns vollzieht. Denn es ist eine regelmäßige, langsame Arbeit und verändert das Gesicht so allmählich, daß man es kaum wahrnimmt.

Und nur deshalb sterben wir nicht vor Verzweiflung, wenn diese Verwüstung erst zwei, drei Jahre gedauert hat, denn wir können sie eben nicht beurteilen. Um sie zu merken, müßte man sich einmal sechs Monate lang nicht ansehen; da würde man schön erschrecken.

Und die Frauen, mein Lieber, ach Gott, die bedaure ich so sehr. Arme Wesen! Ihr ganzes Glück, ihre ganze Macht liegt in ihrer Schönheit, und die dauert zehn Jahre!

Ich bin also eigentlich alt geworden, ohne es zu merken, und als ich bald an den Fünfzig war, hielt ich mich beinahe für einen Jüngling. Ich fühlte kein Gebrechen des Alters irgend welcher Art, ich ging ruhig und glücklich meinen Weg.

Die Entdeckung aber, daß ich alt wurde, kam mir auf ganz einfache, schreckliche Art, eine Art, die mich ein halbes Jahr lang ganz unglücklich gemacht hat; dann habe ich mich daran gewöhnt.

Wie alle Männer bin ich oft verliebt gewesen, aber einmal am meisten.

Ich hatte sie an der See getroffen, in Etretat. Es mag schon zwölf Jahre her sein, bald nach dem Kriege. Es giebt nichts Schöneres, als früh Morgens zur Badezeit dieser Strand; er ist klein, rund, wie ein Hufeisen, von hohen, weißen, durchbrochenen Felsen

umgeben, von jenen seltsamen Riffen, die man Thore nennt, eines riesig, das seinen gewaltigen Fuß bis ins Meer hinaus setzt, ein anderes gegenüber niedrig und rund.

Die Damen baden alle an dem einen Fleck auf dieser schmalen Zunge, und dort ist immer ein lachender Blumengarten von Toiletten, von hohen Felsen umrahmt.

Die Sonne strahlt heiß auf den Strand, auf die Sonnenschirme aller Farben, auf das blaue Meer, und das ist alles so heiter, reizend und thut den Augen wohl.

Man setzt sich in die Nähe des Wassers und sieht den Badenden zu. Sie gehen zum Wasser in einen Flanellmantel eingehüllt, den sie, sobald sie den Schaum der Wellen erreichen, mit netter, hübscher Bewegung abwerfen, dann eilen sie ins Wasser mit kleinen, schnellen Schritten und halten manchmal in köstlichem kurzen Zusammenschauern inne.

Die Prüfung im Bad halten nur wenige aus. Da kann man sie beurteilen von den Waden bis zum Busen. Für die schlecht gemachten ist das Verlassen des Wassers das Schlimmste, obgleich das Meerwasser weiches Fleisch sehr festigt.

Das erste Mal, das ich so diese junge Frau sah, war ich entzückt und sofort in Banden geschlagen. Sie hielt sich gut, sie bestand die Prüfung. Und dann giebt es Gesichter, deren Reiz uns ganz plötzlich mit einem Schlage gefangen nimmt, es ist, als fände man die Frau, die zu lieben, man geboren ist. Dies jähe Gefühl hatte ich.

Ich ließ mich vorstellen und war bald verliebt wie noch nie. Sie zehrte an meinem Herzen, es ist etwas Schreckliches und doch Köstliches, so von einer Frau beherrscht zu sein, es ist beinahe eine Qual, und zu gleicher Zeit doch ein unsagbares Glück.

Ihr Blick, ihr Lächeln, das Haar in ihrem Nacken, wenn es der Wind kräuselte, alle kleinsten Züge ihres Gesichtes, die geringste Bewegung darin, machten mich glücklich, machten mich ganz verrückt.

Sie hatte sich durch ihr ganzes Wesen in meine Seele geschlichen, durch ihre Bewegungen, durch ihre Art, sogar durch das, was sie trug, bezauberte sie mich. Ich wurde ganz bewegt, wenn ich nur ihren Schleier auf einem Möbel liegen sah, ihre Handschuhe auf einem Stuhle.

Ihre Kleider schienen mir unvergleichlich, niemand trug Hüte wie sie.

Sie war verheiratet, aber der Mann kam nur alle Sonnabend und fuhr Sonntag wieder fort. Übrigens war er mir ganz gleichgiltig, ich war nicht auf ihn eifersüchtig. Ich weiß nicht warum, nie war mir einer im ganzen Leben so Wurscht gewesen. Nie hatte mich jemand weniger erregt, als dieser Mann.

Und wie liebte ich sie! O, wie war sie schön, graziös und jung, sie war die Schönheit, Eleganz und Grazie selbst.

Nie hatte ich so empfunden, ein wie hübsches, feines, vornehmes, zartes Wesen das Weib ist, aus Liebreiz gewoben.

Ich hatte noch nie so begriffen, was für verführerische Schönheit im Rund einer Wange liegt, in den Bewegungen der Lippen, in der Bildung dieses thörichten Organs, das man Nase nennt.

Das dauerte so drei Monate, dann mußte ich nach Amerika und war vor Verzweiflung ganz gebrochen, der Gedanke an sie blieb in mir haften. In der Ferne beherrsche sie mich, wie sie mich in der Nähe in Banden geschlagen.

Jahre gingen vorüber, ich vergaß sie nicht. Ihr reizendes Bild stand immer vor meinen Augen und in meinem Herzen, meine Zärtlichkeit blieb ihr treu, eine ruhige Zärtlichkeit, jetzt etwas, wie die geliebte Erinnerung an das schönste und herrlichste, das ich je in meinem Leben gesehen.

*

Zwölf Jahre sind so wenig im Leben eines Menschen, man fühlt sie nicht vorübergehen, eins streicht dahin nach dem andern, langsam und doch schnell, lässig und doch eilig, jedes ist so lang und doch so bald zu Ende.

Und so unerbittlich reihen sie sich aneinander, lassen so wenig Spuren zurück, verlöschen so völlig und wenn man sich zurückwendet, um einmal die durchlaufene Zeit zu überdenken, weiß man nichts mehr und begreift nicht, wie es nur möglich ist, daß man alt geworden ist.

Mir schien es wirklich, als trennten mich nur Monate von jenem reizenden Sommer am Strande von Etretat.

Letzten Frühling aß ich bei Freunden in Maisons-Laffite. Im Augenblick, als der Zug abfahren wollte, stieg in mein Coupé eine dicke Dame mit vier kleinen Mädchen. Ich warf auf die alte fette, breite, runde Henne mit einem Vollmondgesicht und bänderreichem Hut, keinen Blick.

Sie atmete heftig vom schnellen Laufen, und die Kinder begannen zu schwatzen. Ich faltete meine Zeitung auseinander und fing an zu lesen.

Wir waren eben durch Asnières gesehen, als meine Nachbarin plötzlich sagte:

— Erlauben Sie, sind Sie nicht Herr Carnier?

— Jawohl, gnädige Frau!

Da begann sie zu lachen, mit jenem zufriedenen Lachen wie eine ehrbare Frau, aber doch ein wenig traurig:

— Sie erkennen mich wohl nicht?

Ich zögerte. Ich glaubte in der That das Gesicht schon einmal gesehen zu haben, aber wo und wann? Und ich gab zurück:

— Ja und nein! Ich kenne Sie allerdings, aber ich kann mich auf Ihren Namen nicht besinnen.

Sie errötete ein wenig.

— Frau Julie Lefevre.

Ich war so erschrocken, daß es mir einen Augenblick war, als wäre mein letztes Stündlein gekommen. Ich fühlte nur, daß vor meinen Augen ein Schleier zerriß, daß ich etwas Entsetzliches, Trauriges, Furchtbares entdeckt hatte.

Sie war es, diese dicke, ordinäre Frau, sie?

Und seitdem ich sie nicht gesehen, hatte sie diese vier Sprößlinge in die Welt gesetzt. Und diese kleinen Wesen waren für mich ebenso erstaunlich wie ihre Mutter. Sie kamen von ihr, sie waren schon groß, sie nahmen Platz ein in ihrem Leben, sie aber zählte nicht mehr. Sie, dieses Wunder von Koketterie und Feinheit! Ich hatte sie erst gestern gesehen, schien mir, und so erblickte ich sie wieder, war das nur möglich?

Ein jäher Schmerz schnürte mir das Herz zusammen, eine Empörung gegen die Natur, eine furchtbare Empörung gegen das rauhe, schreckliche Wirken der Zerstörung, das sie vollführt.

Ich sah sie erschrocken an, dann nahm ich sie bei der Hand, und Thränen stiegen mir in die Augen. Ich beweinte ihre Jugend, beweinte ihren Tod, denn ich kannte diese dicke Dame nicht.

Sie war auch bewegt und stammelte:

— Ich habe mich sehr verändert, nicht wahr? Ach Gott, alles nimmt einmal sein Ende! Wissen Sie, ich bin jetzt Mutter geworden, nur Mutter und eine gute Mutter. Adieu alles übrige — aus! Ach, ich dachte schon, daß Sie mich nicht wiedererkennen würden, wenn wir uns jemals wiederträfen. Übrigens haben Sie sich auch verändert. Ich brauchte einige Zeit, um meiner Sache sicher zu sein, daß ich mich nicht täuschte. Sie sind ja ganz weiß geworden! Denken Sie mal, zwölf Jahre ist es her, zwölf Jahre, meine Älteste ist jetzt schon zehn.

Ich blickte das Kind an, ich fand in ihm etwas

wieder vom einſtigen Reiz ihrer Mutter, aber noch unausgeprägt, etwas Kommendes, und da ſchien mir das Leben raſend, wie ein Eilzug.

Wir kamen in Maiſons-Laffitte an, ich küßte meiner alten Freundin die Hand, ich hatte nichts gewußt ihr zu ſagen, als ſchrecklich banale Dinge, ich war wirklich zu ernüchtert, um reden zu können.

Als ich Abends allein zu Haus war, blickte ich mich lange, ſehr lange in den Spiegel, und da erinnerte ich mich endlich an den, der ich einſt geweſen, ich ſah in Gedanken mich endlich wieder mit braunem Schnurrbart und ſchwarzem Haar und dem jugendlichen Ausdruck meines Geſichts. Und jetzt war ich alt — — — adieu!

Erinnerung

Digitized by Google

O, wie mir beim erſten Sonnenſtrahl Erinnerungen aus der Jugend kommen. In jenem Alter ſcheint einem alles gut, heiter und köſtlich. Wie wunderſchön iſt die Erinnerung an vergangene Lenze.

Erinnert ihr euch, Freunde, Brüder, jener jubelnden Jahre, in denen das ganze Leben wie ein Triumph, ein einziges Lachen vor uns lag? Erinnert ihr euch der Tage, wo wir um Paris herumſtreiften, unſerer lachenden Armut, unſerer Ausflüge in den grünenden Wald? Wie wir trunken waren nur von blauer Luft, in jenen kleinen Kneipen am Strand der Seine? Erinnert ihr euch unſerer ſo banalen und doch ſo köſtlichen kleinen Liebesgeſchichten?

Ich will eine von ihnen erzählen.

Sie iſt erſt zwölf Jahre her und ſcheint mir doch ſo alt, ſo alt, daß es mir iſt, als läge ſie am anderen Ende meines Lebens, vor jener häßlichen Biegung, hinter der man plötzlich das Ziel der Reiſe vor ſich ſieht.

Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, war eben nach Paris gekommen, war Beamter in einem Miniſterium, und die Sonntage ſchienen mir wie herrliche frohe Feſte voll unendlicher Wonne, obgleich ſie mir eigentlich nichts Erſtaunliches brachten.

Heute iſt immer Sonntag, aber ich denke mit Bedauern an jene Zeit zurück, wo es wöchentlich

nur einen gab, jenen herrlichen! Und ich hatte doch nur sechs Franken auszugeben.

*

Ich wachte zeitig auf, mit einem Freiheitsgefühl, das Beamte so wohl kennen, jenem Gefühl der Freiheit, Behaglichkeit, Ruhe, Unabhängigkeit. Ich öffnete mein Fenster, das Wetter war herrlich, der Himmel spannte sich über der Stadt dunkelblau voll Sonnenschein und Lerchensang.

Schnell zog ich mich an und ging davon. Ich wollte den Tag im Walde verbringen und den Duft der Blätter einatmen, denn ich bin vom Land, ich bin auf der Wiese und unter Bäumen groß geworden.

Paris wachte strahlend auf in Hitze und Licht; die Häuserfronten leuchteten, die Kanarienvögel der Portiers schmetterten in ihren Käfigen, es war eitel Wonne überall, auf den Straßen, auf den Gesichtern, alles lächelte, es war bei allen Sonnenaufgang, wie ein Wunder von Lust und Zufriedenheit lag es über Menschen und Dingen.

Ich ging zur Seine und wollte an Bord der ‚Schwalbe', um nach Saint Cloud zu fahren. Ach wie gern hatte ich dies Warten auf das Schiff auf der Brücke, es war, als sollte ich ans Ende der Welt eilen, neue wundervolle Länder zu schauen.

Da sah ich es kommen das Schiff, fern, fern unter dem Bogen der zweiten Brücke, ganz klein, mit langsam emporsteigenden Rauchwolken; dann ward es größer, immer größer, wuchs immer mehr und in meiner Phantasie ward es beinahe zum Ozeandampfer.

Es legte an und ich ſtieg ein. Leute im Sonntagsſtaat ſaßen ſchon überall in hellen, auffälligen Kleidern, mit glücklichem Lächeln und dicken, roten Geſichtern.

Ganz vorn blieb ich ſtehen, ſah die Quais an mir vorüberhuſchen, die Häuſer, die Bäume, die Brücken, und plötzlich gewahrte ich den großen Viadukt des Point-du-jour, der den Fluß durchſchneidet.

Hier war Paris zu Ende, das Land fing an, und die Seine verbreiterte ſich plötzlich unter der doppelten Bogenreihe, als hätte man ihr Weite und Freiheit wiedergegeben. Sie wurde mit einmal ein ſchöner, ruhiger Fluß, der durch die Ebene ſtrömt, mitten durch die Felder, an Wäldern vorbei.

Nachdem wir an zwei Inſeln vorübergekommen, fuhr die Schwalbe längs eines bewaldeten Höhenrückens, aus deſſen Grün weiße Häuſer leuchteten, und eine Stimme rief:

— Bas-Meudon!

Dann weiter entfernt:

— Sèvres!

Und noch weiter:

— Saint-Cloud!

Ich ſtieg aus und ging mit eiligen Schritten durch die kleine Stadt den Weg, der zum Walde führt. Ich hatte eine Karte der Umgegend von Paris mitgenommen, um mich nicht zu verirren auf den Wegen, die nach allen Richtungen hin die Wälder durchkreuzen, wo die Pariſer ſpazieren gehen.

Sobald ich im Schatten war, ſuchte ich auf meiner Karte nach dem Weg, der mir übrigens ganz einfach

erſchien: ich mußte rechts abbiegen, dann links, dann noch einmal links und dann kam ich Abends nach Verſailles zum Eſſen.

Und ich ging langſam unter dem jungen Grün dahin, ſog jene köſtliche, blüten- und keimegeſchwängerte Luft ein. Ich ging mit langen Schritten, dachte nicht mehr an die Akten, das Bureau, den Chef, die Kollegen, dachte nur noch an allerlei Glück, das mir begegnen würde, an all das unbekannte Glück der Zukunft.

Tauſend Erinnerungen aus der Kindheit kamen mir beim kräftigen Duft des Landes, und ganz gebadet darin ſchritt ich meines Weges. Ab und zu ſetzte ich mich hin, blickte mich um, drüben lag der Wald, kleine Blumen wuchſen um mich, deren Namen ich längſt kannte, ich erkannte ſie alle wieder, als ob es ganz genau dieſelben wären, wie früher bei mir zu Haus. Sie waren gelb, rot, violett, auf zierlichen, langen Stielen oder am Boden kriechend, voll von bunten Inſekten aller Formen und Farben, gedrungenen oder ſchlanken, ſeltſam geformten, rieſig erſcheinenden oder mikroſkopiſch kleinen, die die Halme hinaufkletterten, die unter ihrer Laſt ſchwankten.

Dann ſchlief ich ein paar Stunden in einem Graben, ging ausgeruht weiter, gekräftigt durch den Schlummer. Vor mir that ſich eine reizende Allee auf, deren ein wenig dünnes Blätterdach überall Sonnentropfen durchließ, die auf den weißen Sternblumen leuchteten.

Die Allee ſtreckte ſich unendlich lang hin, leer und ſtill, nur eine große, brummende Hummel flog entlang und hielt von Zeit zu Zeit auf einer Blume, die ſich

unter ihr bog, Raſt, um zu trinken, und ſetzte dann ſummend ihren Weg fort, um ein Stück weiter ſich wieder auszuruhen. Ihr Rieſenleib ſah aus, wie brauner, gelbgeſtreifter Samt, den durchſichtige, kleine Flügel trugen.

Aber plötzlich ſah ich am Ende der Allee zwei Perſonen, Mann und Frau, die mir entgegenkamen. Ich ärgerte mich, auf meinem ruhigen Spaziergang geſtört worden zu ſein und trat in das Unterholz; aber da war es mir, als riefe man mich.

In der That bewegte die Frau den Sonnenſchirm, und der Mann in Hemdsärmeln, den Überrock auf dem Arm, winkte mit dem anderen Arm ganz verzweifelt. Ich ging ihnen entgegen, ſie ſchritten eilig, beide ſehr rot, dahin, ſie mit kleinen Schritten, er lang ausgreifend. Man ſah ihren Geſichtern ſchlechte Laune oder Müdigkeit an, und die Frau fragte mich ſofort:

— Können Sie mir nicht ſagen, wo wir ſind? Mein Mann war ſo dumm, ſich zu verirren, er behauptete, er kenne die Gegend ganz genau.

Ich antwortete mit größter Sicherheit:

— Sie gehen nach Saint-Cloud, hinter Ihnen liegt Verſailles.

— Sie ſagte mit einem wütenden Blick auf ihren Herrn Gemahl:

— Wieſo denn, wir drehen alſo Verſailles den Rücken? Und da wollen wir ja gerade zum Eſſen hin!

— Da gehe ich auch hin!

Sie ſagte mehrmals achſelzuckend:

— Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!

Mit jenem höchst verächtlichen Ton, den die Frauen anwenden, um ihrer Verzweiflung Luft zu machen. Sie war jung, hübsch, braun, ein Schatten von Schnurrbart auf der Lippe.

Er aber schwitzte und tupfte sich die Stirn. Es waren offenbar kleine Bürger aus Paris; der Mann schien ganz vernichtet, totmüde und verzweifelt, er brummte:

— Aber liebe Freundin, Du — — —

Sie ließ ihn nicht weiter reden:

— Nun ja ich, jetzt bin ich's natürlich! Bin ich's! Wollte ich etwa, ohne zu wissen wohin, losziehen? Habe ich behauptet, daß ich den Weg wüßte? Habe ich gesagt, wir wollten rechts auf der Höhe hingehen? Habe ich behauptet, ich kenne den Weg? Habe ich mich um Cachou kümmern wollen?

Sie hatte kaum ihren Satz zu Ende gebracht, als ihr Mann, als ob er verrückt geworden wäre, einen durchdringenden Schrei ausstieß, ein langes Gebrüll wie ein Wilder, in keiner Sprache der Welt wiederzugeben, das etwa klang wie:

— Tititititititi!

Die junge Frau schien weder erstaunt noch erregt zu sein, sondern fuhr fort:

— Nein, es giebt wirklich zu dumme Menschen, die noch behaupten, daß sie recht haben. Bin ich im letzten Jahr in den Zug nach Dieppe gestiegen statt in den nach Havre, sag mal, war ich das? Habe ich etwa behauptet, daß Herr Letourneur Rue des Martyrs wohne? Bin ich's etwa, die nicht hat glauben wollen, daß Celestine stiehlt?

Und sie fuhr wütend mit erstaunlicher Zungengewandheit fort, Anschuldigungen auf Anschuldigungen zu häufen, die niederträchtigsten und erstaunlichsten, herausgegriffen aus den intimsten Situationen des Ehelebens.

Sie warf ihrem Manne alles vor, was er that, seine Gedanken, sein Benehmen, kurz ihr ganzes gemeinsames Leben seit ihrer Heirat bis heute. Er versuchte, sie zum schweigen zu bringen, sie zu beruhigen, und stammelte:

— Aber liebe Freundin, das ist doch ganz unnütz vor dem Herrn; wir wollen doch hier keine Vorstellung geben, das interessiert den Herrn gar nicht!

Und er blickte verzweifelt zu den Bäumen auf, als ob er ihre schweigende rätselhafte Tiefe ermessen wollte, um sich hineinzustürzen, zu fliehen, sich vor aller Blicke zu verbergen, und ab und zu stieß er wieder einen Schrei aus, ein langes:

— Tititititititititititi!

Ganz scharf und spitz. Ich hielt diese Angewohnheit für eine nervöse Krankheit.

Die junge Frau wendete sich plötzlich zu mir:

— Wenn Sie erlauben, schließen wir uns Ihnen an, daß wir uns wenigstens nicht noch einmal verlaufen und am Ende noch im Walde übernachten müssen!

Ich verbeugte mich; sie nahm meinen Arm und redete tausend Dinge von ihrem Leben, von ihrer Familie, von ihrem Geschäft. Sie hatten einen Handschuhladen in der Rue Saint Lazare.

Ihr Mann schritt neben ihr her und warf immer aufgeregte Blicke in das Waldesdunkel hinaus, indem er ab und zu:

— Tititititititi! schrie. Endlich fragte ich ihn:

— Warum schreien Sie eigentlich so?

Er antwortete ganz verstört und verzweifelt:

— Ich habe meinen armen Hund verloren!

— Was, Sie haben Ihren Hund verloren?

— Gewiß, er ist noch nicht ein Jahr alt, und er war noch nie aus dem Laden gekommen; ich wollte ihn mitnehmen, daß er mal im Walde spazieren ginge. Er hatte noch niemals Gras und Laub gesehen, und da war er wie verrückt. Er lief bellend davon und ist im Walde verschwunden. Ich muß Ihnen allerdings sagen, daß er auch in der Eisenbahn große Angst hatte, das hat ihn vielleicht um den Verstand gebracht. Ich habe gerufen und gerufen, aber er kommt nicht wieder, und hier muß er ja verhungern.

Die junge Frau sagte, ohne ihren Mann anzublicken:

— Wenn Du ihn an der Leine behalten hättest, wäre es nicht passiert. Wenn man so dumm ist wie Du, muß man eben keinen Hund halten.

Er sagte ganz bescheiden:

— Aber liebe Freundin, Du — — —

Sie blieb wie angewurzelt stehen und blickte ihm in die Augen, als ob sie ihm die seinen auskratzen wollte, dann warf sie ihm ungezählte Vorwürfe an den Kopf.

Es wurde dunkel, langsam legte sich der Nebelschleier, der bei der Dämmerung von den Wiesen aufsteigt, über das Land, und mit ihm kam jene poetische Stimmung aus der seltsamen köstlichen Frische, die beim Anbruch der Nacht über den Wald niedersinkt.

Plötzlich blieb ihr Mann stehen, betastete sich fieberhaft und rief:

— Herrgott, ich glaube, ich habe . . . . . .

Sie blickte ihn an:

— Nun, was denn?

— Ja ich habe nicht aufgepaßt, ich hatte doch meinen Überrock auf dem Arm!

— Nun?

— Ja, ich habe meine Brieftasche verloren, all mein Geld ist drin!

Sie zitterte vor Wut und bekam vor Empörung gar keine Luft mehr:

— Nun, das fehlt auch noch! Du bist ja zum Wände einrennen! So ein Ochse! Wie habe ich nur ein solches Rindvieh heiraten können! Jetzt hole sie mal sofort und daß Du sie mir wiederfindest! Ich gehe mit dem Herrn nach Versailles, ich habe keine Lust, hier im Walde zu übernachten!

Er stammelte ganz milde:

— Ja, liebe Freundin, aber wo werde ich Dich wiederfinden?

Man hatte mir ein Restaurant empfohlen, das nannte ich. Der Mann drehte sich um und zur Erde niedergebeugt, über die sein Auge aufmerksam lief, rief er, während er sich entfernte, alle Augenblicke:

— Tititititititi!

Es dauerte lange, bis er verschwand; endlich verwischte sich sein Schatten in der Tiefe der Allee. Man sah nur noch die Umrisse seines Körpers, aber man hörte lange noch sein klägliches:

— Tititititititi!

Die Nacht brach herein. Ich schritt lebhaft aus, glücklich in der köstlichen Dämmerung mit der kleinen unbekannten Frau, die sich auf meinen Arm stützte. Ich suchte galante Redensarten, ich fand aber keine, ich blieb stumm, verwirrt, entzückt.

Aber plötzlich durchschnitt eine große Chaussee unsern Wald, und ich entdeckte rechts in einem Thälchen eine ganze Stadt. Was war denn das? Ein Mann ging vorüber, ich fragte ihn, er antwortete:

— Bougival!

Ich war ganz erstaunt:

— Was Bougival? Wissen Sie das bestimmt?

— Gewiß, ganz sicher!

Die kleine Frau lachte wie verrückt! Ich schlug ihr vor, einen Wagen zu nehmen, um nach Versailles zu fahren, aber sie antwortete:

— Ach nein, das ist ja zu komisch die Geschichte, und ich habe zu großen Hunger. Übrigens bin ich ganz ruhig, mein Mann wird sich schon nach Hause finden. Ich bin ganz froh, ihn auf ein paar Stunden los zu sein!

Wir gingen also in ein Restaurant, dicht am Wasser, und ich wagte es, ein kleines Zimmer für uns allein zu nehmen.

Sie dudelte sich, weiß der Deubel, einen Schwips an, ganz tüchtig, sang, trank Champagner, machte allerlei Dummheiten . . . . . und sogar die größte von allen!

Das war mein erster Schritt vom Wege!

Die Beichte

Digitized by Google

Margarete von Thérelles lag im Sterben. Obgleich sie nur sechsundfünfzig Jahre alt war, machte sie den Eindruck von mindestens fünfundsiebzig. Bleicher noch als ihr Betttuch, atmete sie kurz und ängstlich. Ein entsetzliches Zittern überlief sie, ihr Gesicht verzog sich, sie blickte sich mit starren Augen um, als ob ihr etwas Gräßliches erschienen sei.

Ihre um zehn Jahre ältere Schwester kniete erschüttert an ihrem Bett. Am Lager Margaretes stand ein kleiner Tisch, eine Serviette war darüber gebreitet, zwei Lichter brannten, man erwartete den Priester, der ihr die Beichte abnehmen und die letzte Ölung geben sollte.

Das Zimmer hatte jenes düstere Aussehen der Sterbezimmer, als zitterte ein verzweifeltes Lebewohl durch den Raum. Flaschen standen auf den Möbeln herum, Wäsche lag in den Ecken, die man nur mit einem Fußtritt oder mit dem Besen zur Seite gestopft. Die Stühle, die unordentlich umherstanden, schienen selbst erschrocken, als wären sie nach allen Richtungen hin und her gejagt.

Der Tod war da, irgendwo versteckt und wartete.

Die Geschichte der beiden Schwestern war rührend.

Man erzählte sie sich allgemein, und manche Thräne war darüber vergossen worden.

Susanna, die ältere, war einst wahnsinnig von einem jungen Mann geliebt worden, dessen Neigung auch sie erwiderte. Sie verlobten sich, und der Hochzeitstag war schon bestimmt, als Heinrich von Sampierre plötzlich starb.

Die Verzweiflung des jungen Mädchens war entsetzlich; sie schwur nie zu heiraten. Sie hielt Wort, zog Witwenkleider an und hatte sie bis heute nicht abgelegt.

Da kam ihre Schwester, ihre kleine Schwester Margarete, die erst zwölf Jahre alt war, eines Morgens, warf sich der älteren in die Arme und sagte:

— Große Schwester, ich will nicht, daß Du unglücklich bist, ich will nicht, daß Du Dein ganzes Leben weinst, ich werde Dich nie, nie verlassen, auch ich will nie heiraten. Ich werde immer, immer bei Dir bleiben!

Susanne küßte sie, gerührt durch diese kindliche Liebe, aber sie glaubte es nicht. Doch die Kleine hielt Wort. Und trotz der Bitten ihrer Eltern, trotz des Flehens ihrer Schwester heiratete sie nie.

Sie war hübsch, sehr hübsch, eine Menge junger Leute verliebten sich in sie, sie gab ihnen einen Korb nach dem anderen, sie verließ ihre Schwester nicht.

*

Sie lebten ihr ganzes Leben hindurch zusammen, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu trennen. Sie

gingen wie unzertrennliche Freundinnen neben einander her, aber Margarete ſchien immer trauriger, düſterer als die Ältere, als ob vielleicht ihre wunderbare Aufopferung ſie doch geknickt hatte.

Sie wurde ſchneller alt, und vom dreißigſten Jahre ab begann ihr Haar ſchon zu ergrauen. Sie war oft leidend, irgend ein geheimer Kummer nagte an ihr, und nun ſtarb ſie auch vor der andern.

Seit vierundzwanzig Stunden hatte ſie nicht mehr geſprochen, ſie hatte nur beim erſten Morgengrauen geſagt:

— Holt den Herrn Pfarrer, es iſt Zeit!

Dann war ſie auf dem Rücken liegen geblieben von Krämpfen geſchüttelt. Ihre Lippen bewegten ſich, als ob furchtbare Worte aus der Tiefe ihrer Seele heraufſtiegen, und ſie blickte mit entſetzten, gräßlich anzuſchauenden Augen um ſich.

Ihre Schweſter hatte, verzweifelt in ihrem Schmerz, die Stirn auf den Rand des Bettes niedergebeugt und ſagte:

— Grete, meine arme Grete, meine kleine Grete!

Sie hatte ſie immer meine „Kleine“ genannt, ſowie die Jüngere ſie wieder die „Große“ nannte.

Schritte klangen auf der Treppe, die Thür ging auf, ein Chorknabe erſchien, der alte Prieſter im Ornat folgte ihm.

Sobald die Sterbende ihn ſah, gab ſie ſich einen Ruck, ſetzte ſich aufrecht, öffnete die Lippen, ſtammelte zwei oder drei Worte und fing an mit den Nägeln auf der Decke zu kratzen, als wollte ſie ein Loch machen.

Der Abbé Simon trat heran, nahm ihre Hand,

küßte die Sterbende auf die Stirn und ſagte mit weicher Stimme:

— Mein Kind, Gott vergiebt Ihnen, faſſen Sie Mut! Nun iſt der Augenblick gekommen, jetzt reden Sie!

Da ſtammelte Margarete, zitternd vom Kopf bis zum Fuß, daß bei der nervöſen Bewegung das ganze Bett bebte:

— Setze Dich her, Große, und hör zu!

Der Prieſter beugte ſich zu Suſanne nieder, die am Fuß des Bettes niedergeſunken war, hob ſie auf, ſetzte ſie in einen Stuhl, und indem er in jede ſeiner Hände die Hand einer der Schweſtern nahm, ſagte er:

— Herr, mein Gott, gieb ihnen Kraft und ſei ihnen gnädig.

Da fing Margarete an zu ſprechen, die Worte kamen abgeriſſen, rauh wie in letzter Verzweiflung aus der Kehle:

*

— Verzeih, verzeih, Große, verzeih mir, o wenn Du wüßteſt, wie ich mich mein ganzes Leben lang vor dieſem Augenblick gefürchtet habe.

Suſanne ſtammelte unter Thränen:

— Was ſoll ich Dir denn verzeihen, Kleine, Du haſt mir alles gegeben, alles geopfert, Du biſt ein Engel!

Aber Margarete unterbrach ſie:

— Schweige, ſchweige, laß mich ſprechen, kein Wort dazwiſchen! Es iſt furchtbar für mich, Dir alles zu ſagen bis zum Ende, alles dies zu beichten, alſo höre zu!

Du erinnerſt Dich, Du erinnerſt Dich — — — Heinrich — — —

Suſanne zitterte und blickte ihre Schweſter an. Die fuhr fort:

— Du mußt alles mit anhören, um zu begreifen. Ich war zwölf Jahre alt damals, zwölf Jahre, Du erinnerſt Dich wohl, nicht wahr? Aber ich war verdorben, ich durfte alles thun, was ich wollte, weißt Du noch, wie man mich verzog? Alſo höre zu:

Das erſte Mal, als er kam, hatte er hohe Lackſtiefel an, er ſtieg an der Treppe vom Pferde, und er entſchuldigte ſich wegen ſeines Anzuges, er müßte Papa eine Nachricht bringen. Du erinnerſt Dich doch noch? Sprich nicht, höre weiter!

Als ich ihn ſah, war ich wie verſteinert, ſo ſchön fand ich ihn, und in einer Ecke des Saales blieb ich die ganze Zeit ſtehen, während er ſprach. Kinder ſind ſonderbar und ſchrecklich, jaja, ich habe davon geträumt.

Er kam wieder, mehrmals. Ich blickte ihn an mit glänzenden Augen, und meine ganze Seele war bei ihm. Ich war ſehr weit für mein Alter und viel geweckter als man es für möglich hielt. Er kam oft wieder, ich dachte nur an ihn, ich ſagte leiſe vor mich hin:

— Heinrich, Heinrich von Sampierre.

Dann hieß es, er würde Dich heiraten, und das war ein Kummer für mich, o Große, ein Kummer, ein Kummer! Ich habe Nächte hindurch geweint ohne zu ſchlafen. Er kam täglich Nachmittags, nach dem

Frühstück, Du erinnerst Dich doch, nicht wahr? Sei ganz ruhig, höre zu!

Du machtest Kuchen für ihn, die er besonders liebte, Mehl, Butter, Milch, o, ich weiß genau wie, ich könnte sie heute noch machen. Er nahm immer einen in den Mund, dann trank er ein Glas Wein und dabei sagte er jedesmal:

— Das schmeckt köstlich!

Weißt Du noch, wie er das sagte?

Ich war eifersüchtig, eifersüchtig, sage ich Dir, und der Augenblick Deiner Hochzeit kam immer näher, immer näher, bald waren es nur noch vierzehn Tage. Ich wurde verrückt, ich sagte mir, er darf Susanne nicht heiraten, ich will es nicht, ich will ihn heiraten, wenn ich groß bin. Nie wieder werde ich einen Mann treffen, den ich so liebe.

Und eines Abends, zehn Tage vor der Hochzeit, gingst Du beim Mondenschein vor dem Schloß mit ihm spazieren, und dann drüben unter der Tanne, unter der großen Tanne hat er Dich geküßt, geküßt, und in seine Arme geschlossen, so lange, erinnerst Du Dich wohl? Es war wahrscheinlich das erste Mal, ja Du warst ganz bleich, als Du in den Salon zurückkehrtest.

Ich habe euch gesehen, ich stand im Gebüsch. Ich war außer mir, wenn ich es gekonnt hätte, ich hätte euch getötet, und ich sagte mir:

— Er darf Susanne nicht heiraten, niemals! Er darf nie an eine andere denken, ich würde zu unglücklich sonst!

Und plötzlich haßte ich ihn furchtbar.

Und weißt Du, was ich dann gethan habe? Hör zu. Ich hatte gesehen, wie der Gärtner Pillen machte für wildernde Hunde. Er zerstieß Glasflaschen mit einem Stein ganz klein, und die kleinen Splitter that er in ein Fleischstück.

Ich nahm eine kleine Medizinflasche von Mama, zerschlug sie mit einem Hammer und versteckte die Splitter in meiner Tasche. Es war ein glitzerndes Pulver.

Und am nächsten Tage, als Du die kleinen Kuchen machtest, habe ich sie mit einem Messer geöffnet und das zerstoßene Glas in jeden einzelnen hineingeschüttet. Er hat drei davon gegessen, ich habe auch einen verschluckt, die anderen sechs habe ich in den Teich geworfen.

Die beiden Schwäne waren drei Tage darauf tot. Erinnerst Du Dich? Doch sprich nicht, hör zu, hör zu!

Nur ich starb nicht, aber ich war immer krank. Hör zu, er ist gestorben, Du weißt es wohl! Hör zu, das ist noch nichts, später, später kam das Schreckliche! Hör zu! Mein Leben, mein ganzes Leben, welche Qual! Ich habe mir gesagt, ich werde meine Schwester nie wieder verlassen, und ich werde ihr in meiner Sterbestunde alles sagen, nun, und seitdem habe ich immer an diesen Augenblick gedacht, an diesen Augenblick, wo ich Dir alles sagen mußte. Und jetzt ist er gekommen, ach Große, ist das schrecklich!

Ich habe am Morgen wie am Abend, Tag und Nacht immer daran gedacht, ich muß ihr das einmal sagen, ich habe gewartet, welche Qual! Nun ist es gethan, jetzt sage kein Wort, ich habe Angst, ich habe Angst! O, ich habe furchtbare Angst!

Wenn ich ihn wiederſehe! Wenn ich tot bin! Dieſes Widerſehen, denkſt Du wohl daran? Ich zuerſt! Ich wage es nicht! Ich muß es! Ehe ich ſterbe, verzeihe mir! Ich will es! Ich kann ſonſt nicht vor ihn treten.

O, Herr Pfarrer ſagen Sie ihr, ſie ſoll mir verzeihen, ſagen Sie es ihr, bitte, bitte, ſonſt kann ich nicht ſterben.

*

Sie ſchwieg und blieb außer Atem liegen, während ſie immer mit den Fingern auf der Decke kratzte.

Suſanne hatte ihr Geſicht in den Händen verborgen und regte ſich nicht. Sie dachte an den, dem ſie ſo lange ihre Liebe hätte ſchenken können. Wie ſchön wäre das Leben geweſen.

Sie ſah ihn wieder im verſchwundenen Einſt, in der für immer dahingeſunkenen Vergangenheit! O, ihr geliebten Toten, wie ihr einem das Herz zerreißt. Und dieſer Kuß, ſein einziger Kuß, den hatte ſie in der Seele bewahrt und ſeitdem nichts mehr in ihrem ganzen Daſein . . . . . .

Der Prieſter erhob ſich plötzlich und ſagte mit ſtarker, zitternder Stimme:

— Fräulein Suſanne, Ihre Schweſter ſtirbt!

Da öffnete Suſanne die Hände, man ſah ihr thränenüberſtrömtes Geſicht, ſie ſtürzte auf ihre Schweſter, küßte ſie mit aller Kraft und ſtammelte:

— Ich verzeihe Dir! Ich verzeihe Dir, Kleine!

Inhalt:

Seite

Die Morithat 1
Rosa 13
Der Vater 25
Das Geständnis 43
Der Schmuck 55
Das Glück 71
Der Alte 85
Ein Feigling 97
Der Säufer 115
Die Blutrache 125
Coco 135
Die Hand 145
Der Krüppel 157
Elternmord 169
Der Lummen-Felsen 183
Der Kleine 193
Timbuctu 205
Eine wahre Geschichte 209
Adieu 231
Erinnerung 241
Die Beichte 253

Digitized by Google

Digitized by Google

DATE DUE

Digitized by Google

843.8 M45XG.a 9
3 5556 007 9

14500-XG-&A;9

Annex
843.8
M45XG.a
v.9

84
M4
V.

Digitized by Google